

Zweimonatsschrift für Pfarrerrinnen und Pfarrer aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck

Kirche mit Zukunft in Kurhessen-Waldeck

„... dass alle Zeit eine heilige, christliche Kirche
sein und bleiben muss“ **107**

Als Pfarrer Direktor

Persönliche Anmerkungen zur Rolle als Theologe
in der Leitung eines diakonischen Unternehmens **118**

Wer betet, lebt länger!

Kurzbericht über den Pfarrtag in der EKHN **122**

„... es kömmt drauf an, sie zu verändern ...“:

Die 11. These von Karl Marx über Feuerbach
als Anstoß zur Weltveränderung **123**

Zum Sprachgebrauch

Pluralistisch statt säkular **127**

Einladung zur für Mitglieder öffentlichen

Gesamtausschusssitzung **129**

Im Mittelteil: Pfarrtag 2018 –

Pfarrverein Kurhessen-Waldeck und Landeskonvent
der Theologiestudierenden den EKKW

Liebe Leserin, lieber Leser,

ein buntes Heft mit Aufsätzen und Beiträgen zu unterschiedlichsten Aspekten erwartet Sie, das – ausnahmsweise, wie ich meine – keinen rechten roten Faden haben will.

Von Manuel Goldmann, dem ehemaligen Direktor des Predigerseminars in Hofgeismar, dokumentieren wir einen Vortrag, den er im vergangenen Jahr anlässlich eines 50. Ordinationsjubiläums gehalten hat (Seite 107). Die Feierlichkeiten nahm er zum Anlass, um in außerordentlich inspirierender Weise über die Kirche der Zukunft und über die Zukunft der Kirche nachzudenken. Und, ja, für beides ist die Hoffnung nicht verloren!

Einen kurzen Bericht vom Pfarrtag der EKHN liefert Ernst Fellechner. Er zeichnet dabei nicht nur den Verlauf der Veranstaltung amüsant nach, sondern skizziert auch die wichtigsten Gedanken des Referenten Prof. Dr. med. Dr. phil. Martin Hambrecht, der in seinem Vortrag deutlich machte, dass „Gottesdienstbesuch und aktives Beten Ressourcen zur Stressbewältigung... und eine prosoziale Haltung bereitstellen“, dadurch das Wohlbefinden steigern und zu einem längeren Leben beitragen. (Seite 122)

Der vor 200 Jahren geborene Karl Marx zielte mit seinem Werk schon früh „auf Praxis, nicht auf bloße Theorie – auf Revolution, nicht auf bloße Reflexion – auf Veränderung, nicht bloß auf Interpretation“. Eberhard Pausch unternimmt es ab Seite 123, diese Impulse nachzuvollziehen anhand dessen berühmter 11. These über Feuerbach („Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kömmt drauf an, sie zu verändern“). Es lohnt sich auch heute noch, dass wird deutlich, den Denker Marx zu studieren und für die Gegenwart in Gesellschaft und Kirche fruchtbar zu machen!

Paul Geiß arbeitet sich in einem kurzen Beitrag ab an dem „Modewort“ „säkular“ (Seite 127). Aus seiner Praxis als theologischer Vorstand der Hephata Diakonie berichtet und den Zusammenhang zwischen den Ämtern „Pfarrer“ und „Direktor“ beleuchtet Maik Dietrich-Gibhardt (Seite 118). Schließlich empfehlen wir Ihnen (wohl wissend, dass die Sommerferien bald zu Ende gehen) ab Seite 130 in der Rubrik „Für Sie gelesen“ zahlreiche Bü-

cher unterschiedlicher Gattungen zur eigenen Lektüre.

Ein buntes Heft, wenigstens inhaltlich gesehen, aber gerade das ist dann vielleicht doch wieder sehr aussagekräftig im Hinblick auf die Buntheit des Pfarramtes. Zu Recht schwärmen wir ja davon, dass der bunte Mix an Tätigkeiten viel Abwechslung bietet. Dass wir mal in die Tiefe denken, mal mit anpacken, mal den kurzen Kontakt intensiv nutzen und auch mal ganz einfach nur in Gottes Gegenwart sein können. Zudem die Bezogenheit auf das ganze Leben von der Wiege bis zur Bahre, herrlich! Aber Moment mal – schwärmen?

Ja, zumindest punktuell, aber dann doch auch angesichts aller Lasten sehr gerne. So wie heute Mittag, als ich nach dem Gottesdienst eine Seniorin nachträglich zum Geburtstag besuchte. Einen Tag vor meinem Urlaub und mit diversen verbleibenden Jobs auf der Agenda hätte ich mir das auch anders vorstellen können. Ihr Mann ist vor genau zwei Jahren gestorben, sie selbst ist seit einem Schlaganfall, den sie wenig später erlitt, körperlich stark eingeschränkt. Knapp 80 Jahre ist sie alt, ich besuche sie auf der Tagespflegestation der örtlichen Seniorenresidenz.

Und dann das: Sie strahlt mich an, freut sich über meinen Besuch, redet von Dankbarkeit, auch in ihrer Situation. Sie schwärmt! Und steckt mich an mit ihrer Zuversicht, ihrer Lebensfreude, lässt auch mich strahlen. Die Begegnung hat mich beschenkt. Kann es einen schöneren Beruf geben als den, in dem das in den unterschiedlichsten, bunten Zusammenhängen immer wieder möglich wird?

Schenke uns Gott, dass wir seinen roten Faden, den er in unsere Welt eingewoben hat, immer wieder entdecken. Selbst dann, wenn vieles zusammenhanglos erscheint. Und schenke er uns bei allen Lasten, dass wir das Schwärmen nicht verlernen!

Das und eine gesegnete Lektüre wünscht sich und Ihnen

Ihr Ingo Schütz

„... dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss“

Vortrag anlässlich der Feier des 50. Ordinationsjubiläums, gehalten vom damaligen Predigerseminardirektor Dr. Manuel Goldmann am 2.5.2017 in Hofgeismar

„Hochwürdige Festversammlung!“ –
oder einfach:

Liebe ältere Geschwister im Predigtamt!

Im Jahr des 500. Reformationsjubiläums begehen Sie Ihre Goldene Ordination. Man kann es auch so sagen: ein Zehntel der gesamten Kirchengeschichte seit der Reformation haben Sie nicht nur bewusst miterlebt, sondern auch als ordentlich dazu Berufene an Ihrer jeweiligen Stelle mitgestaltet. Ein Zehntel!

In Ihre ersten Amtsjahre fielen die 68er-Eruptionen und ihre Langzeitwirkung auf die theologischen Fakultäten und das kirchliche Leben; Sie haben Pfarrermangel und Theologenschwemme erlebt, den Kampf um die Frauenordination bei uns; den ökumenischen Durchbruch der Leuenberger Konkordie; Erprobung und Einführung von Teilzeit-Dienstverhältnissen und Regelungen für stellenteilende Pfarrehepaare; die Ausweitung und Differenzierung der kirchlichen Präsenz in der Gesellschaft (Kirchenbauten, Funktionspfarrämter, kirchliche Beratungsstellen); den Einzug der elektronischen Datenverarbeitung; den Konziliaren (aber oft keineswegs konzilianter) Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung; Strategiediskussionen um Austrittszahlen und alle fünf Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen seit 1974; neue Aufbrüche in der theologischen Wahrnehmung des Judentums; Agendenreformen und neue Gesangbücher; theologische und kirchenpolitische Kämpfe um Homosexualität im Pfarramt und um die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare; Sparzwänge und gesamtkirchliche Neuausrichtung („Bezeugung des Evangeliums“) Debatten um Aufgabe und Profil des Pfarrdienstes in einer sich wandelnden Gesellschaft... Viele dieser Änderungen bildeten sich übrigens auch in unserem Predigerseminar ab, wirkten sich auf die Arbeit in Aus- und Fortbildung aus und empfangen zugleich auch manche Impulse von hier. Und spätestens seit dem letzten Herbst ist ja das Predigerseminar nun auch nicht

mehr, was es mal war – denn der neue Name „Ev. Studienseminar“ (sogar mit englischem Untertitel) signalisiert: wir sind auch hier im Aufbruch zu neuen Ufern.

Wie viele große und kleine Entwicklungen in unserer Kirche haben Sie kommen und gehen gesehen! Das mag Sie beim Thema „Kirche mit Zukunft“ einerseits gelassener machen als weniger Erfahrene und Sie zum dankbaren Rückblick auf erlebte Bewahrungen – *Dei providentia, confusione hominum* – führen. Zugleich mag dieser reiche Erfahrungsschatz der Frage nach der Zukunft aber gerade auch eine neue Dringlichkeit geben, weil sich abzeichnet, dass ein grundsätzlicher Umbruch auf uns zukommt, als es lange absehbar war. Da steht die Frage für manche sicher im Raum: Wird das, was wir an Weichen für den Weg unserer Kirche gestellt und an kirchlichem Leben mitgebaut haben, die Bewährungsprobe in kommenden Umbrüchen bestehen?

Der Titel meines Vortrags schlägt in dieser Sache ja einen grundsätzlich zuversichtlichen Ton an. Das ist nicht nur dem festlichen Anlass geschuldet, an dem ich zu Ihnen sprechen darf, auch wenn es dazu passen mag. Den Grund für die axiomatische Zuversicht meiner Überschrift finde ich in zentralen reformatorischen Thesen, in diesem Fall genauer: in der Art, wie die Reformatoren ganz neu und befreiend das biblische Reden von „Kirche“ zum Leuchten gebracht haben. Steigen wir am besten gleich direkt dort ein.

1. Reformatorische Vergewisserung

„Es wird auch gelehret, dass alle Zeit müsse ein heilige christliche Kirche sein und bleiben...“. So beginnt der 7. Artikel der Augsburger Konfession. Noch prägnanter klingt es im lateinischen Text: *„Item docent, quod una sancta ecclesia perpetuo mansura sit.“* Ein volltönender Satz, der, wenn er sich als tragfähig erweist, die These in meiner Überschrift allein schon rechtfertigen könnte: Kirche mit Zukunft (auch) in Kurhessen-Waldeck.

Aber: *ist* er tragfähig? Für kritische Zeitgenossen könnte es ja auch so wirken, als würde hier aus einem klerikalen Triumphalismus oder Zweckoptimismus heraus der Mund

einfach reichlich voll genommen. Wenn man den Satz isoliert hört, mag das schon sein. Aber der Argwohn lässt sich schnell entkräften, wenn man den zitierten Bekenntnissatz in seinem Kontext näher ansieht. Denn dann kommt hier ein ebenso verheißungsvoller wie kritischer Begriff von Kirche ans Licht, der jedem Triumphalismus im Ansatz den Boden entzieht, zugleich aber dem immer neuen Staunen den Boden bereitet, dass es „Kirche“ im hier genannten Sinn wirklich gibt.

Die Fortsetzung in der CA bestimmt die Kirche, die ewig bleiben soll, ja mit den Worten näher: „... welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente lauts des Evangelii gereicht werden.“

Alle äußere Gestalt und Gestaltung tritt dahinter zurück und wird sekundär. Das Kirchesein hängt allein davon ab, dass das Evangelium, das Wort Gottes in ihr lebendig ist.

Die „Kirche“, von der hier bekannt wird, dass sie „ewig bleibe“, ist grundlegend von einem Geschehen her bestimmt, dem Wort, dem befreienden und zurechtbringenden Anruf Gottes. Dass die Kirche im reformatorischen Sprachgebrauch „*Creatura Verbi*“ heißt, bedeutet ja: Sie verdankt sich immer neu einem Geschehen, das für Menschen zum einen völlig unverfügbar ist und das sie andererseits, wo es sie erreicht, zuinnerst beteiligt, engagiert, hinein verwickelt in eine Geschichte.

Ich finde es geradezu aufregend, wie konsequent die Reformatoren den Begriff von Kirche immer wieder aus diesem Geschehen heraus entwickelt und bestimmt haben. Die programmatische, knappe Bestimmung in der CA ist ja keine Ausnahme, sondern formuliert einen breiten Konsens.

Luther: „...es weiß gottlob ein Kind von 7 Jahren, was die Kirche sei, nämlich die heiligen Gläubigen und ‚die Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören‘“ (Schmalk. Art.).

Calvin: Kirche ist „überall, wo Gottes Wort lauter *gepredigt* und *gehört* wird und die Sakramente nach der Einsetzung Christi verwaltet werden“ (Inst. IV,1,9).

Solche Sätze klingen uns nach 500 Jahren Reformationsgeschichte so vertraut, dass wir die Sprengkraft, die ihnen innewohnt, kaum noch wahrnehmen. Es war seinerzeit ja ein rabiater Gegenentwurf zur bisherigen, römischen Kirche, die sich eben wesentlich durch ihre äußere Gestalt und Ämterstruktur, bis hin

zur institutionell verstandenen apostolischen Sukzession definierte; demgegenüber musste es geradezu nihilistisch, jedenfalls halsbrecherisch wirken, dass die reformatorischen Theologen das ganze Kirchesein einzig und allein an dem unverfügbaren Geschehen des Wortes Gottes festmachten.

Nun war das landesherrliche Kirchenregiment zur Zeit der CA ja noch in den Anfängen, und die Suche nach dauerhaften kirchlichen Strukturen war längst nicht beendet. Mag sein, dass das die Versuchung sehr zurückgedrängt hat, den evangelischen Kirchenbegriff in einer der römischen Tradition verwandten Weise an Strukturen und Traditionen zu binden.

Und sicher ist diese Bindung dann später immer wieder doch stark geworden und hat zu Entwicklungen geführt, die aus heutiger Sicht problematisch scheinen (Stichwort: „Obrigkeitskirche“). In jedem Fall bleibt die aufregende Tatsache bestehen, dass der reformatorische Kirchenbegriff zentral von einem *Geschehen* her entwickelt wird, demgegenüber alle menschlichen Sicherungs- und Gestaltungsversuche sekundär sind.

Und die herausragende Bedeutung, die das Pfarramt für die evangelische Kirche hat (und die heutzutage manchmal als „Pfarrerzentrierung“ beklagt wird) hängt ja zuinnerst damit zusammen, dass dieses Amt in ganz herausgehobener Weise dazu dient, den Primat des Hörens auf das Wort Gottes immer wieder zur Geltung zu bringen. Alles andere kommt danach – und ist von dort her zu gestalten.

„Unser Dienst besteht darin zu hören und zu beten, zu predigen, zu taufen und das Abendmahl zu feiern...“.

So beginnt – seit 1975 – der kurhessische Ordinationsvorhalt. Mir ist bewusst, dass, als Sie selber ordiniert wurden, das Formular noch etwas anders lautete; zugleich setze ich voraus, dass die Reform der Agende II an dieser Stelle etwas explizit gemacht hat, das natürlich auch vorher schon galt und darum auch in Ihrem Sinne war – gerade in diesem zentralen Punkt. N.B.: Das „Hören und Beten“ steht hier natürlich mit Bedacht an erster Stelle.

Und zumindest dies hört ja auch im Ruhestand nicht auf, gerät vielleicht sogar ganz neu in den Vordergrund. (Schon darum kann das mit dem Ordinationsversprechen eingegangene Dienstverhältnis ja nicht mit dem Erreichen der sog. Altersgrenze enden.)

*Biblische Zäsur (a):
Hinaus in alle Welt (Mt. 28)*

„Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum geht hin und macht zu Jüngern alle Völker...“, so heißt es, Matthäi am Letzten. Was für ein Auftrag steckt in diesen uns so bekannten Worten! Ob sie nicht auch erschrocken sind, die Apostel, als Jesus sie sandte? Aus ihrer vertrauten, jüdischen Lebensordnung sollten sie sich auf die Fremden da draußen einlassen mit ihren ganz anderen Kulturen, Sprachen, Wertevorstellungen? Wie soll das gehen? Vieles würden sie natürlich mitmachen müssen – anderes ging aber auch gar nicht. Wie tragend musste das Wort Gottes, die versprochene Gegenwart Jesu sein, wenn diese Unterscheidung jeweils gelingen sollte! Wie viel Mut und Kraft brauchte es, sich immer neu auf die einzulassen, zu denen sie da gesandt waren, um wirklich mit ihnen vertraut zu werden und die Freudenbotschaft ihnen zu übersetzen!

Kein Wunder, dass Matthäus diese Aussendung als Abschluss und Höhepunkt seines Osterkapitels gestaltet. Es geht eben wirklich ums Ganze. Die Ausgesandten setzen sich selber aufs Spiel, wenn sie zu den anderen gehen, um sie zu Mitlernenden der Botschaft Jesu zu machen, in Wort und Tat. Und genau indem sie das tun, so wird ihnen hier versprochen, werden sie dem Lebendigen dort begegnen. Mehr als diese Verheißung haben sie erst mal nicht. Ihnen wird zugemutet und zugetraut zu entdecken, dass diese Verheißung ausreicht und wirklich trägt.

2. Kirchentheoretische Weiterführung

Viel ist passiert seit der Reformation. Auch theologische Paradigmen haben mehrfach gewechselt. Die Rede vom „Wort Gottes“ musste durch Aufklärung und historische Kritik hindurchgehen. Das hat sie verändert. Gerhard von Rad hat Luthers Rede von dem Fleisch gewordenen Wort Gottes, das im Stall von Bethlehem in den menschlich-allzumenschlichen Windeln liegt, auch auf die historisch-kritische Erforschung der Schrift bezogen: Wenn Gott sein Wort in unsere Welt eingehen lässt, dann geht es eben auch in die Zweideutigkeit aller historischen Phänomene ein. Mitten darin, nicht irgendwo darüber ist es zu suchen. Fundamentalistische Unmittelbarkeit scheidet darum ebenso aus wie relativistische Beliebigkeit. Mit dem Wort des lebendigen Gottes rechnen heißt – nach den bitteren Lektionen

der Konfessionskriege, der Aufklärung, der Religionskritik – dieses Wort da erwarten, wo wir eben sind, mitten im Alltäglichen, eingekleidet in menschliche Worte, Gesten, Zeichen; zugleich verborgen *und* aufleuchtend in Kommunikationsvorgängen unterschiedlichster Art: Ich denke etwa an manches Seelsorgegespräch, aus dem der, der gekommen ist um zu trösten, selber als Getrösteter hervorgeht; oder an Gespräche mit KonfirmandInnen über Notizen in ihrem biblischen Tagebuch, in denen anrührende, persönliche Fragen und Entdeckungen zutage kamen.

Der Vorgang der „Kommunikation“ kehrt nicht zufällig auch in derjenigen Wortprägung wieder, die vor gut 50 Jahren ins Spiel gebracht worden und seither in wechselnden Zuspitzungen und Konstellationen zu einem Programm- und Leitbegriff der praktischen Theologie avanciert ist: „Kommunikation des Evangeliums“. Sie selber, liebe Gold-Ordinanden, waren ja bei der Einführung dieser Formulierung bereits im Amt. Und damit waren Sie – wie immer Sie theologisch dazu gestanden haben mögen – auch Zeitzeugen des Neuaufbruchs im Verständnis von Gottesdienst und Predigt, den Ernst Lange mithilfe dieses Programmbegriffs buchstabierte und eindrücklich machte. Wissen sie noch? Damals las sich das z.B. so:

„Wir sprechen von Kommunikation des Evangeliums und nicht von ‚Verkündigung‘ oder gar ‚Predigt‘, weil der Begriff das prinzipiell Dialogische des gemeinten Vorgangs akzentuiert und außerdem alle Funktionen der Gemeinde, in denen es um die Interpretation des biblischen Zeugnisses geht – von der Predigt bis zur Seelsorge und zum Konfirmandenunterricht – als Phasen und Aspekte ein- und desselben Prozesses sichtbar macht.“¹

Die Herausforderung hat nichts an Aktualität eingebüßt, im Gegenteil. Die weitergehende, tiefgreifende Veränderung der Kommunikation durch die neuen Medien hat zu einer Renaissance und Neuprofilierung des Begriffs Kommunikation des Evangeliums geführt, die ausgesprochen folgenreich für unser Kirchenverständnis ist. Hier im Evangelischen Studienseminar ist uns besonders die Art und Weise, in der Christian Grethlein (Pro-

¹ Ernst Lange, Aus der „Bilanz 65“, in: ders., Kirche für die Welt. Aufsätze zur Theorie kirchlichen Handelns, hg. und eingeleitet von Rüdiger Schloz in Zusammenarbeit mit Alfred Butenuth, München / Gelnhausen 1981, S. 66-160 (101).

fessor in Münster) diesen Begriff für die praktische Theologie fruchtbar macht, wichtig geworden.² Ich skizziere jetzt – knapp und ohne Anspruch auf Vollständigkeit – einige seiner Hauptlinien, die u.a. deutlich machen: hier ist unter tiefgreifend veränderten gesellschaftlichen und kirchlichen Bedingungen ein, ja: *das* Grundmotiv reformatorischen Redens von Kirche auf beachtliche Weise gewahrt und in einen neuen Kontext übersetzt. (Ohne Provokation kann das natürlich nicht von statten gehen – und auch darin entspricht sie dem reformatorischen Neuaufbruch selbst.)

Der neutestamentliche Begriff „*ekklesia*“ (dessen Wiedergabe mit dem eingebürgerten Wort „Kirche“ Luther bekanntlich gar nicht hilfreich fand), bezeichnet die christliche Versammlung oder Gemeinde auf unterschiedlichen Ebenen: es kann sich auf die Hausgemeinde (Großfamilie) beziehen, ebenso auf die Ortsgemeinde (die Gemeinde in Rom); es kann die regionale Kirche bzw. ein Netzwerk von Gemeinden in einer Region bezeichnen („Achaia“) und auch die universale Gemeinschaft der an Christus Glaubenden durch alle Zeiten („auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“). Alle vier werden als „*ekklesia*“ bezeichnet und stehen, theologisch gesehen, gleichberechtigt nebeneinander. Verbunden sind sie nicht durch gleiche Strukturen, Ämter oder eine Hierarchie (all das gab es damals ja gar nicht). Verbunden sind sie schlicht dadurch, dass das Evangelium unter ihnen lebendig ist. Sie sind hineinverwickelt in den Weg und das Wirken des Gekreuzigten und Auferweckten; so haben sie Teil an Christus. Das macht sie zur *ekklesia*.

Diese Teilhabe vollzieht sich konkret in drei grundlegenden Sozialgestalten, die von den Anfängen der Jesusbewegung an wirksam sind: Lehren und Lernen, gemeinsam Feiern, Helfen zum Leben. Wenn Sie an die Gleichnisse Jesu oder einige seiner Streitgespräche oder die Bergpredigt denken, haben sie prägnante Beispiele für das Lernen und Lehren; viele der Wunder, die Jesus selber tut, die er aber auch seinen Gesandten aufträgt, machen das Helfen zum Leben anschaulich; und die Gemeinschaftsmahle mit der bunten und auch anstößigen Schar derer, die Jesus um sich versammelt, die aber auch in Korinth gemeinsam am Tisch des Herrn saßen und es mitein-

ander aushalten lernen mussten, sind Beispiele für das gemeinsame Feiern.

Diese Aspekte für sich sind natürlich nicht neu; wer will, wird schnell ihre sachliche Nähe zu den klassischen Begriffen „Martyria“, „Leiturgia“, „Diakonia“ erkennen; stärker als diese markiert die Rede von den Sozialformen allerdings: es geht bei der Kommunikation des Evangeliums um eine Vielzahl von Interaktionen, die weit über den Bereich des formell Kirchlichen hinausreichen. Mindestens vier solcher Bereiche sind zu nennen, die in unserer gegenwärtigen Situation in Deutschland herausragende Bedeutung haben, in der praktischen Theologie bisher allerdings noch nicht immer in angemessener Weise Beachtung finden: Es sind die Bereiche der Familie, der Schule, der Diakonie und der Medien. In allen diesen Bereichen werden wesentliche Beiträge zur Kommunikation des Evangeliums geleistet. In ihnen ereignet sich darum zweifellos auch Christus-Teilhabe und gewinnt konkrete Gestalt. Wo das geschieht, da ist aber, neutestamentlich gedacht, „*ekklesia*“ – Kirche als „*Kyriake*“ (= die zum Herrn gehörige)³, bzw. mit Luthers bevorzugtem Begriff eben: Gemeinde.

Wenn wir also konsequent theologisch (und also biblisch rückgebunden) von „Kirche“ reden wollen, dann ist dieser Begriff gegenüber dem üblichen Sprachgebrauch programmatisch zu erweitern. Die praktisch-theologische Grundbestimmung lautet dann: Kirche ist, wo und indem Kommunikation des Evangeliums geschieht. Kirche und Kommunikation des Evangeliums sind also nicht zweierlei, schon gar nicht ist Kommunikation des Evangeliums als der Auftrag der Kirche zureichend bestimmt. Anders als bei konkurrierenden Konzeptionen, die denselben Begriff benutzen, ihn aber weniger anspruchsvoll füllen, wird bei Grethlein streng und provozierend von dem Geschehen her gedacht, in und von dem her Kirche ist und ohne das sie nicht wäre.

Nun gibt es „das“ Evangelium schon im Neuen Testament selber ja nur in einer unhintergehbaren Vielstimmigkeit. Schon das zeigt: eine zeit- und kontextlose Bestimmung seines Inhaltes, eine Definition seiner Botschaft, die von den konkreten Adressaten dieser Botschaft abstrahierte, ist redlicher Weise nicht möglich. Sie ist zugleich auch nicht *nötig*, weil das, was die Kirche zur Kirche

² Siehe grundlegend: Christian Grethlein. *Praktische Theologie*, Berlin / Boston 2012

³ Vgl. Grethlein, *Prakt. Theologie*, S. 330.

macht, nicht in objektivierbaren Satz Wahrheiten besteht, sondern darin, dass Gottes gutes Wort menschliche Herzen trifft und anrührt und verändert. Wie es das tut, das ist nicht menschlich kontrollierbar – Gott sei Dank. Jeder Prediger weiß darum: auch die gründlichste Bemühung darum, der Gemeinde eine bestimmte Botschaft mit zu geben, kann nicht garantieren, dass diese Botschaft so auch ankommt; ja, mehr noch: wie trostlos wäre ein Predigtendienst, der unter dem Druck geschieht: genau das, was ich als Prediger will, muss so bei den anderen auch ankommen! Als gehörte zur Verheißung unseres Dienstes nicht grundlegend, dass es in Gottes Hand ist und bleibt, wie das menschliche Wort, das er ausgerichtet haben will, in der Gemeinschaft der von ihm berufenen, angerührten und erleuchteten Menschen jeweils konkret weiter wirkt.

Das Evangelium gibt es also nie ohne das Geschehen, in dem die von ihm Angesprochenen sich um sein Verständnis und seine Gestaltwerdung für ihre Gegenwart bemühen. Genau in diesem Prozess aber *trifft* das Evangelium eben auch wirklich auf menschliche Herzen, zieht seine Kreise in dieser Welt und sorgt dafür, dass Kirche – geschieht. Und noch mehr als das Stichwort „Evangelium“ annonciert der Begriff „Kommunikation“ ja etwas, das hergebrachten Vorstellungen von der Eindeutigkeit kirchlicher „Verkündigung“ widerspricht. Denn wie alle Kommunikation ist eben auch Kommunikation des Evangeliums prinzipiell ein offener Prozess, der zwar gestaltet werden kann und muss, dabei aber in seinen Ergebnissen weder vorhersehbar noch steuerbar ist (andernfalls wäre Kommunikation durch Manipulation ersetzt, die das „Evangelische“ jedenfalls zunichtemachen würde).

Das heißt: Wo und wie in einem Vorgang des Lernens und Lehrens, des Helfens zum Leben, des gemeinsamen Feierns jeweils tatsächlich Kommunikation des *Evangeliums* stattfindet, wo also Kirche „geschieht“ und wo nicht, entzieht sich in vielen Fällen menschlichem Urteil und institutioneller Kontrolle. (Es sind hier, erkenntnistheoretisch formuliert, nur synthetische Urteile *a posteriori* möglich.)⁴

4 Siehe dazu näher: B. Schröder, Das Priestertum aller Getauften und die Assistenz der Kirche. Überlegungen zur Neuformatierung der Praktischen Theologie im Anschluss an Christian Grethleins Praktische Theologie, in: Michael Domsgen / Bernd Schröder (Hgg.), Kommunikation des Evangeliums. Leitbegriff der Praktischen Theologie, S. 141-160 (145f.)

Das mindert die Bedeutung institutioneller Elemente keineswegs, es markiert und profiliert sie vielmehr: denn die verfasste Kirche leistet einen konstitutiven Beitrag zur Kommunikation des Evangeliums gerade damit, dass sie in diesem komplexen, offenen Prozess verbindliche, reflektierte Deutungs- und Handlungsimpulse gibt, Strukturen bereit stellt, Professionalität und Verlässlichkeit gewährleistet und so den orientierenden Zuspruch und Anspruch des Evangeliums auf ihre unvertretbare Weise immer neu ins Spiel bringt. *Ohne* diesen Beitrag könnte das Kommunikationsgeschehen schnell in der Beliebigkeit versanden. Darum sind verbindliche Strukturen unverzichtbar. Aber auch die profilierteste und überlegteste Gestaltung dieser Strukturen kann nichts daran ändern, dass die verfasste Kirche, wie jede Organisation, konstitutiv auf das *Nicht-Organisierbare* bezogen ist (Hermelink). Ein Beispiel dafür: Dass in unseren Gottesdiensten ein einheitliches Glaubensbekenntnis gesprochen wird, das lässt sich organisieren; wie aber die Einzelnen die gemeinsam gesprochenen Worte jeweils für sich verstehen, woran sie dabei konkret denken, dass ist individuell völlig verschieden, und diese Vielfalt ist grundsätzlich legitim, ja notwendig. Der eine, gemeinsame Glaube artikuliert sich in einer Fülle unterschiedlicher Lebensgeschichten und Perspektiven. Gerade das einheitliche Bekenntnis bringt diese Vielfalt zum Tragen. Oder eben, abstrakter gesagt: Die Organisation ist konstitutiv auf das Nicht-Organisierbare bezogen.⁵

Ich mache mir diese wechselseitige Bezo-genheit in einem berühmten Bild des Pauls klar (1. Kor 12): Die Funktion der verfassten Kirche ist gleichsam die des Knochengerüsts im Leibe Christi, unverzichtbar für Halt und Haltung und bestimmungsgemäße Beweglichkeit; aber zugleich in dienender Funktion gegenüber den anderen Bestandteilen des Leibes, an denen sich seine Lebendigkeit erst wirklich zeigt, wie Fleisch, Sehnen, Blut, Haut, Haare, Atem etc...

Die mit dem Begriff „Kirche“ benannte Wirklichkeit ist also entscheidend mehr als all das, was sich kirchlich organisieren lässt. Das Evangelium wirkt weit über die verfasste Kir-

5 Siehe dazu besonders: Jan Hermelink, Kirchliche Organisation und das Jenseits des Glaubens. Eine praktisch-theologische Theorie der evangelischen Kirche, Gütersloh 2011, S. 95-103

che hinaus – und zwar gerade auch mit deren Hilfe. Dies ist für die verfasste Kirche, wenn sie ihre eigenen Grundlagen richtig versteht, also eine Entlastung und ein Grund zu Freude, Staunen, Dankbarkeit und in dem allen zum Lob Gottes; zugleich ist es ein Ansporn, ihren spezifischen Beitrag in diesem weiten Horizont immer wieder und immer besser zu leisten.

Natürlich hat das Konsequenzen auch für den Blick auf den Pfarrberuf. Die Ordinierten stehen – laut ihrer Berufung und ihrem Versprechen – in besonderer Prägnanz dafür ein, dass das kirchliche Leben, Tun und Lassen sich grundsätzlich dem Hören auf das Wort Gottes verdankt. Eben *weil* sie hierfür einstehen, können Pfarrerinnen und Pfarrer ihren Dienst aber gerade nicht *alleine* tun und tun wollen; die enorme, belastende Unübersichtlichkeit, die unsere hochdifferenzierte Gesellschaft prägt, erfordert es zwingend, dass diejenigen, die – kraft ihres akademischen Theologiestudiums – in besonderer Weise mit hermeneutischer Kompetenz für die Auslegung der biblischen Grundlagen ausgestattet sind, auf andere hören und deren lebensweltliche Kompetenz für die Bereiche, in denen diese zuständig sind, gefallen lassen – sei es als Einspruch, sei es als Bestätigung, sei es als Ergänzung. Nur so, in diesem Miteinander, kann das Hören auf das Wort ja überhaupt gelingen: gemeinsam; im geschwisterlichen Teilen also, zu dem „Kommunikation des Evangeliums“ animiert.

3. Zwischenresümee: Kirche mit Zukunft

Wenn das wahr ist, dann lässt sich *eine* Kontur der Kirche mit Zukunft schon heute benennen: Sie wird viel tiefgreifender als bisher von der Erfahrung der Kooperation geprägt sein: Kooperation zwischen unterschiedlichsten Christenmenschen in vielfältigen Ämtern und Funktionen. Weil der lebendige Organismus des Leibes Christi nicht ohne die Stoffwechselprozesse leben und agieren kann, mit denen ein ständiger Austausch zwischen Körperteilen und -Regionen gegeben ist.

Sicher wird es Konkurrenz geben, persönliche und fachliche. Und darum dann auch Konflikte. Aber das Evangelium hält das aus. Es befreit ja, reformatorisch verstanden, immer wieder zur Unterscheidung von Person und Werk, von Geliebtsein durch Gott und unseren Leistungen oder auch Fehlleistungen; die mögen diesem Geliebtsein im besten Fall

entsprechen, verdienen aber werden sie es nie. Und allein schon durch solches ständige, gemeinsame Arbeiten an einer evangelischen Konfliktkultur, wird die Kirche mit Zukunft ein Segen in der umgebenden Gesellschaft sein, die so sehr von Polarisierungen, Feindbildern und unversöhnlicher Selbstbehauptung gefährdet ist.

Und noch eine weitere künftige Kontur unserer Kirche ist absehbar, die aufs engste mit der Kooperation verbunden ist. Ich nenne es knapp: „Lernkultur“ und meine damit zweierlei:

Die Freude am Evangelium, seinem Reichtum, seiner befreienden, orientierenden Kraft wird gerade die, die in der Kommunikation des Evangeliums beteiligt sind, immer wieder ins Gespräch miteinander bringen; es wird die Lust am Hören aufeinander, am Dazulernen, am Fragen und gemeinsamen Entdecken wecken. Ganz sicher. Wo das Wort Gottes Menschenherzen trifft, da erwacht diese Lust und bricht sich Bahn. Und dann werden viele, mühsame Balanceakte, mit denen wir gegenwärtig noch versuchen, die Zuständigkeitsbereiche und Wertigkeiten der verschiedenen Ämter gegeneinander abzugrenzen (zwischen Pfarrern und Prädikanten, Diakonen und Religionslehrern, Kirchenmusikerinnen und Lektoren...) – all diese theoretischen, etwas statisch wirkenden Bestimmungen werden fröhlich überholt werden von einer gemeinsamen Praxis, in der vor allem die Erfahrung zählt: Donnerwetter, wie sehr lohnt es sich, auf die anderen mit ihrer Lebenserfahrung und ihren besonderen Perspektiven zu hören! Alle miteinander wachsen wir dabei – auch da, wo wir unterschiedliche Positionen vertreten.

Erste Weichen hin zu solcher Lernkultur haben unsere jüngsten Landessynoden ja gestellt (Stichwort: Zukunftsprozess; Kooperationsräume; integrale Personalpolitik). Auch hier im Studienseminar arbeiten wir daran, uns auf eine im genannten Sinn kooperative Zukunft einzustellen und sie vorzubereiten und mitzugestalten: zum Beispiel, indem wir in Aus- und Fortbildung gezielt unterschiedliche Gruppen zusammenbringen, die je auf ihre Weise für die öffentliche Kommunikation des Evangeliums verantwortlich sind, und die bisher in sehr getrennten Korridoren unterwegs waren und recht wenig voneinander wussten und noch viel weniger ihre jewei-

ligen Gaben im gemeinsamen Lernprozess miteinander teilten. Die ersten Versuche mit gemeinsamen, ämterübergreifenden Modulen bei uns waren ausgesprochen ermutigend. Klar ist zugleich, dass die Ämter gerade in ihrer Unterschiedlichkeit sinnvoll sind und erkennbar bleiben müssen. Eine generelle Mischung der Lerngruppen wäre also gar nicht im Sinne der kooperativen Lernkultur, weil sie die Profile verwischen würde, statt sie fruchtbar aufeinander zu beziehen. Aber das eine tun und das andere nicht lassen – das scheint ein zukunftsweisender Weg zu sein, und ich freue mich, dass wir ihn hier am Ort ein wenig mit bahnen helfen können.

Mir steht zu dem allen ein Bild vor Augen – kein spezifisch kurhessisches, aber das macht ja nichts: Es ist der große, runde Tisch in der Ladenkirche am Brunsbütteler Damm in Berlin-Spandau. Dort haben sie – angefangen mit Ernst Lange als Pfarrer – in den 60er Jahren Gottesdienste gefeiert, Bibelgespräche geführt, Predigtkritik geübt, um gesellschaftliche Fragen miteinander gerungen. Im Kreis; an Einem Tisch. Auf Augenhöhe, mit der Vielfalt der Perspektiven, in aller Unterschiedlichkeit verbunden durch die Eine Mitte, den Einen Herrn, der sie an seinem Tisch zusammenführt und ihnen zutraut, ihren Weg miteinander zu finden.

Das war in den 60er Jahren. Manches Wegweisende liegt für uns bis heute darin. Sicher wäre der Tisch heute neu zu besetzen: Prädikanten, Diakoninnen, Gemeindepädagogen, Lektorinnen, Kirchenmusiker brauchten an ihm ebenso einen festen Platz wie die Pfarrerinnen (wenn es nach mir ginge, wären auch AltenpflegeschülerInnen und Pflegedienstleitungen mit ihrer besonderen Sichtweise und Kompetenz dabei!). Und wenn ich's mir für uns hier auf dem Gelände ganz konkret vorstelle, dann sehe ich eine Brunnenkirche vor mir, aus der die Bänke verschwunden sind, in der ein langer Tisch steht, an diesem Tisch sitzen unter der Woche immer mal wieder Menschen spontan zusammen, trinken Tee und tauschen sich aus über Gott und die Welt. An jedem letzten Sonntag im Monat ist dieser Tisch schlicht, aber festlich gedeckt und voll besetzt, wenn Gottesdienst gefeiert wird – in neuer Gestalt. Ein Fest zur Ehre Gottes und zum Auftanken für die Woche; zwei oder auch drei Stunden lang (warum denn nicht?!). Mit Gespräch und Spiel, Essen und

Film, mit Verabredungen für die Woche und Zeit zum Zuhören und Teilen. Auch einige der Wohnungslosen vom Tagestreff Kanapeé haben diesen Ort für sich entdeckt; sie fühlen sich willkommen und ernstgenommen dort – nicht Mitleid schlägt ihnen entgegen, sondern Achtung und Neugier auf das, was sie selber mit einzubringen haben. Manche sind nicht mal mehr in der Kirche – aber danach wird hier nicht gefragt. Was sie zum Geschehen von Kirche hier beitragen, ist viel mehr als ein formeller Kirchenmitgliedsbeitrag, den sie – einkommensbedingt – meist ohnehin nicht zahlen müssten. Übrigens: auch Smartphones dürfen hier angestellt bleiben, und die Konfis wie Erwachsene wissen wunderbar von sich aus, wann es passt, online zu sein, und wann sie auch offline gebraucht werden, für's Gebet oder die Gespräche mit anderen hier im Raum.

Klar: ganz ohne Träumerei geht es nicht, wenn von der Kirche mit Zukunft bei uns die Rede ist. Vielleicht träumen Sie selbst anders. Wunderbar. Nur: dass wir mit fröhlichen Überraschungen rechnen können, wenn wir uns dem lebendigen Wort unseres Herrn anvertrauen, das ist sicher.

Das neue Paradigma der Kommunikation des Evangeliums hilft also unserer kirchlichen Organisation, die Augen zu öffnen und gelöst und lernbereit, gelassen und fröhlich in die Welt zu schauen – gespannt darauf, wo und wie sich ein Widerschein des Evangeliums in Worten und Taten um sie herum zeigt, und wie sie, die verfasste Kirche assistieren kann, damit dieses Evangeliums ungehindert läuft und leuchtet.

Und weil das nicht unumstritten ist, und weil die Hindernisse viele sind, darum muss jetzt auch, wenigstens kurz, von Gefährdungen die Rede sein.

4. Gefährdungen

Eine verfasste Kirche, die sich im angedeuteten Sinn als Teil im großen Geschehen der Kommunikation des Evangeliums sieht, wird ja ehrlich wahrnehmen und offen darüber reden, dass ihre institutionelle Geschichte und ihre organisatorische Gestalt der Kommunikation des Evangeliums faktisch leider nicht nur dient, sondern manches Mal eben auch im Wege stand und steht: Es gibt ihn doch, den bürokratischen Formalismus, der der Glaubwürdigkeit im Wege steht; es gibt doch die institutionelle Schwerfälligkeit, die religiös

verbrämten Interessen- und Machtspiele, die äußere Sicherheit, die der Bequemlichkeit und Denkfaulheit Vorschub leisten und in die Belanglosigkeit führen kann und oft genug führt.

Das anzusprechen ist schmerzhaft, besonders bei einem Anlass wie diesem. Ich weiß. Aber würde ich es unterlassen, ließe das doch auf eine leicht durchschaubare Schönfärberei hinaus, die nun sicher nicht in Ihrem Sinne wäre. Und vielleicht erweist ja meine zuversichtliche Grundthese von einer Kirche mit Zukunft in Kurhessen-Waldeck ihre Stichhaltigkeit gerade darin, dass sie auch Widersprechendes, Unbequemes aufnehmen und integrieren kann.

Wenn es wahr ist, dass die Kirche aus dem Wort Gottes lebt, dann wäre die zentrale Gefährdung ja die, dass das Hören auf dieses Wort verlernt, vergessen, durch anderes überlagert wird. Jesus sagt es im Bild von dem Bauherrn, der sein Haus auf Sand statt auf Felsen baut. Äußerlich kann zunächst für eine ganze Weile alles in Ordnung sein. Nur das Fundament fehlt eben. Und wenn sich das bemerkbar macht – im Sturm oder bei einer Sturzflut –, dann ist es zu spät.

Die Frage, ob wir mit unseren kirchlichen Strategien und Weichenstellungen auf Sand oder auf Felsen bauen, ob das Hören auf das Wort Gottes also die fundamentale Bedeutung hat, die es haben soll, ist ja nicht mit einem einfachen Lackmустest zu beantworten: Ja oder Nein. Es braucht die Auseinandersetzung um unseren Weg. Viel wäre gewonnen, wenn alle Stimmen, auch die unbequemen, kontroversen, ernsthaft gehört und geprüft würden.

Erlauben Sie mir einen kurzen Seitenblick auf die jüdische Tradition: Im Talmud ist eins der hervorstechendsten Merkmale, dass in den kleinen und großen Kontroversen um bestimmte Entscheidungsfragen immer unterschiedliche Meinungen aufbewahrt und erörtert werden – auch dann noch, wenn die Entscheidung längst für die eine und gegen die andere Position gefallen ist. Die „Unterlegenen“ sind eben nicht einfach Irrende; es gibt hier viel mehr als die binäre Codierung Schwarz oder Weiß, Richtig oder Falsch. Für die Minderheitsmeinung mag es Gründe geben, die in einem veränderten Kontext neu wichtig werden können. Darum werden sie aufbewahrt und tradiert und weiter gelernt,

in der grundlegenden Achtung davor, dass auch sie dem Bemühen entspringen, miteinander den Namen Gottes zu heiligen. Diese Ausrichtung ist das geistlich Entscheidende. Was in dieser Ausrichtung gesagt und getan wird, kann in seinem Sachgehalt zwar auf Ablehnung stoßen. Ernst zu nehmen als Teil des gemeinsamen, geistlichen Prozesses ist es dennoch.

Zurück zu der Vielfalt der Stimmen bei uns. Für die, denen es um die geistliche Strahlkraft und Glaubwürdigkeit unserer Kirche geht, werden diejenigen Stimmen sicher eher unbequem sein, die an die heterogene volkskirchliche Situation erinnern, die im Blick darauf Kompromisse einfordern und auf Planungssicherheit und verlässliche Strukturen pochen.

Und umgekehrt werden für die, die besonders in organisatorischer Verantwortung stehen – in der Leitung eines Landeskirchenamts, oder als Verfasser von Strategiepapieren etc. – tendenziell die Stimmen unbequem sein, die die Eigendynamik des Institutionellen und Organisierbaren beklagen und (etwa mit einer Formulierung von Bischof Hein) darauf dringen, „mehr Theologie und weniger Kirche [zu] wagen“.

Nun sind die Machtverhältnisse – in einer staatsanalogen, öffentlich-rechtlichen Einrichtung wie unserer verfassten Kirche – natürlich so, dass die Kräfte der Verwaltungslogik zunächst einmal leichteres Spiel haben als die kritischen, dezidiert theologischen Stimmen. Eben darum sollten diese m.E. besonders sorgfältig gehört werden.

Denn dass der Hang, sich auf das Organisierbare zu fixieren, stark ist und durchaus problematische Blüten treibt, das lässt sich ja etwa an dem Impulspapier „Kirche der Freiheit“ von 2006 und den mit ihm verbundenen Diskussionsprozess studieren. Sicher: Von diesem Prozess sind wichtige, hilfreiche Anstöße ausgegangen (etwa die EKD-weiten „Zentren“ für Gottesdienst und Predigtkultur, die Kompetenzen bündeln und entwickeln und das Evangelische artikulieren helfen). Und zugleich scheinen die Strategien und das Planbare in dem Papier einen ungleich größeren Raum als die theologische Reflexion und Steuerung. Da ist von „Wachsen gegen den Trend“, von „Steigerung der Taufquote“ die Rede; das erzeugt einen quantitativen Druck, der theologisch wenig durchdacht wirkt und aus dem Evangelium m.E. schwer zu begrün-

den ist. Auch in manchen Jesusgleichnissen ist ja vom Wachsen die Rede – aber bezeichnen- der Weise als etwas, das „von selbst“ (*automa- tee*) geschieht. Von der großen Entspanntheit, die über diesen Gleichnissen des Himmelreichs liegt, ist in manchen kirchlichen Strukturpro- zessen weniger zu spüren. Das macht sie nicht obsolet; wohl aber scheint mir darum das Hö- ren auf die kritischen Stimmen in unserer Situ- ation besonders wichtig.

Und noch mehr gilt das auf einem Gebiet, das mit dem heutigen Festtag unmittelbar zu tun hat: das Profil des Pfarrberufs, das ja zu- nehmend umkämpft und umstritten ist. Hier geht es ja nicht einfach um theologische Op- tionen, unter denen man sich so oder anders entscheiden und ggf. auch umentscheiden kann. Es geht schon auch um eine Festlegung mit der höchsten Verbindlichkeit, die menschi- che Rede unter uns hat: ein Gelübde.

„Unser Dienst besteht darin zu hören und zu beten, zu predigen, zu taufen und das Abendmahl zu feiern. In Gottesdienst, Seel- sorge und Unterricht sollen wir Menschen zu einem christlichen Leben ermutigen und sie für die Mitarbeit in Diakonie, Mission und Ökumene gewinnen...“⁶

So heißt es in dem Ordinationsvorhalt zu dem Gelübde, das ich seinerzeit abgelegt ha- be. Ein Text, der mir außerordentlich ans Herz gewachsen ist, und den ich in seiner Prägnanz und Tragweite als eine der größten Kostbar- keiten in unserer Agenda empfinde.

Wenn ich nun aber vor dem Hintergrund der hier markierten Prioritäten auf meine Erfahrungen mit dem real existierenden Gemeindepfarrdienst schaue, dann nehme ich eine Verschiebung wahr, die mich in die Nähe eines Gewissenkonflikts führt und jedenfalls zu energischem Streit herausfordert, denn: Wie immens groß ist das Gewicht des Admi- nistrativen im Pfarramt geworden, und wie sehr geht das zu Lasten der theologischen Existenz, des Hörens und Betens, der biblich- hermeneutischen Kompetenz, für die Pfarre- rinnen und Pfarrer doch in aller erster Linie stehen! Es ist hier nicht der Ort, dies detaillier- ter auszuführen. Aber unerwähnt lassen kann ich auch nicht, was in meinen Augen zu einer elementaren Gefährdung unseres Weges als „Kirche mit Zukunft in Kurhessen-Waldeck“ gehört. Wenn das WORT, dem wir uns verdan- ken, nicht mehr den Raum bekommt, den es

braucht, um unser tragendes Fundament zu sein, dann – ja, dann kommen wir vom Weg in die Zukunft ab, der uns von Gott her ganz sicher zugehört ist.

Wohl gemerkt: In Gefahr gerät damit nicht die Zukunft der Kirche selbst. Auch nicht in Kurhessen-Waldeck. Wie und wo Gott sich Menschen erweckt, die sein Wort hören, be- stimmt Er allein. Aber in Gefahr geraten wir und unsere Zugehörigkeit zu dieser Kirche mit Zukunft, die das Wort Gottes hört und bewahrt. Das biblische Paradigma für diese Erfahrung, das auch Paulus gegenüber den Korinthern ja anführt, ist wohl das der Wüs- tenwanderung Israels. Das Wort Gottes, seine Verheißung galt und gilt; auch durch Verirr- rung und Halsstarrigkeit und die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Ägyptens hindurch. Aber es gab welche – eine ganze Generation! – die die Einlösung dieser Verheißung nicht mehr erlebten; die nicht mehr dazu gehör- ten. Unser Weghören, unsere Abwendung kann Gott zu Umwegen zwingen. Kirche mit Zukunft – ja, die gibt es, auch in Kurhessen- Waldeck; weil das Wort Gottes gilt und trägt. Freilich: ob wir dazugehören, das entscheidet sich mit an unserem Hören auf dieses Wort, an dem Raum, den wir ihm machen.

Biblische Zäsur (b): „Zukunft und Hoffnung“ (Jer. 29)

An dieser Stelle möchte ich ein prophe- tisches Wort einspielen, das auf den ersten Blick nur durch eine verbale Assoziation mit unserem Thema verbunden scheint. „Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der HERR: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung“ (Jer. 29,11). Ein Satz aus dem langen Brief, den Jeremia an die Verbannten in Babylonien richtet. Sie sind dorthin gera- ten, weil sie auf das Wort Gottes, das ihnen galt, wieder und wieder nicht gehört haben; es hatte die Pläne der realpolitischen Macher gestört, dieses Wort. Es hatte quer gelegen zu dem, was als modern und fortschrittlich galt: militärisch, ökonomisch, religiös. So wurde es überhört. Die Harmoniebotschaft der Hofpro- pheten tat ein Übriges dazu. Am Ende stan- den die rauchenden Trümmer der Heiligen Stadt und die Verschleppung der Einwohner in die Fremde. Für sie schien damit alles aus.

Da kam dieser Brief von dem prophetischen Sonderling, diesem Jeremia aus Anatot, über

⁶ Agenda II der EKKW, Kassel 1975, S. 14

den schon vor der Zerstörung die Meisten den Kopf geschüttelt hatten. Er spricht von Zukunft und Hoffnung, von Gottes Schalom für die Verbannten. Aber nicht unter der Bedingung, dass sie sich auf den Heimweg machen; nicht für eine ferne Zukunft, in der sie – vielleicht – wieder in ihrem Land wohnen könnten. Nein: er verbindet diese Verheißung mit der Ermutigung, dort in der Fremde wohnhaft zu werden. Sich zu integrieren, soweit es geht. Für das Wohl, für den „Schalom“ Babylons sollen sie beten – sogar das! Kein Wunder, dass da viele geschrien haben: „Skandal! Verräter! Immer schon steht dieser Typ auf der Seite unserer Feinde! Damals, als er die Zerstörung ansagte, und auch jetzt. Wie kann er uns so einen Rat geben, noch dazu im Namen Gottes!“ Diese Reaktion der Reaktionäre ist ja wörtlich mit überliefert im Jeremiabuch. Eine eingängige Botschaft, Balsam für die Seele, war die Verheißung von Zukunft und Hoffnung offenbar nicht. Sie ergab sich nicht einfach aus einer natürlichen Sehnsucht; dann hätte sie zur Rückkehr ins Land auffordern müssen. Nein: dieser Prophet sieht Zukunft und Hoffnung in der Fremde; im Sich-Einlassen auf die anderen, so wie sie sind. Nicht ohne eigenes Profil; natürlich mit den großen Erzählungen und der Lebensordnung des Gottesvolkes im Gepäck. Und zugleich eben mit der Bereitschaft, dies alles nun übersetzen zu lernen; sie ins Gespräch zu bringen mit einer Umwelt, die Vielen aus gutem Grund als Feind erschien, die aber eben um Gottes willen nicht der Feind bleiben sollte. Darum: „Betet für den Schalom der Stadt, in die ich euch habe wegführen lassen...!“ Ja, der Weg Gottes mit seinem Volk nimmt nun einen Umweg. Sie sind ins Exil verschleppt, weg von dem ihnen eigentlich zgedachten Ort. Aber der Umweg ist nicht das Ende. Die Verheißung von „Zukunft und Hoffnung“ gilt – und nun sogar mitten in der Fremde. Gerade dort. Konvivenz ist angesagt; die Verheißung liegt auf dem Leben lernen mit den anderen.

5. Hoffnungsspuren

Konvivenz. Ein Programmwort in der Ökumene der letzten zwei, drei Jahrzehnte. Soweit ich sehe, seit dem Aufsatz von Theo Sundermeier: „Konvivenz als Grundstruktur ökumenischer Existenz heute.“⁷ Inspiriert von

Begegnungen mit der Befreiungstheologie geht er einer Erfahrung nach, die viele der lateinamerikanischen Basisgemeinden prägt und der Schlüssel ist für ihre Art, der Spiritualität im täglichen Kampf ums Überleben eine Gestalt zu geben. Das Stichwort lautet: „convivencia“, Konvivenz – also: „Miteinander“ oder „gemeinsames Leben“. Ihr besonderes Gepräge bekommt die Konvivenz durch die drei Grundgestalten, in denen sie praktiziert wird: Prozesse wechselseitigen Lernens; die verbindende Erfahrung gemeinsamer Feste; und die Bereitschaft zur gegenseitigen Hilfe da, wo sie nötig ist. Das alles setzt eine Sozialstruktur voraus, in der Menschen im täglichen Kontakt miteinander sind. Nicht alle befreundet, beileibe nicht. Eine heile Welt herrscht da so wenig wie anderswo. Aber in dem Kontakt, im sich-dem-anderen-Aussetzen, es mit ihm Aushalten, wächst die Kultur der convivencia – ein Vertrautwerden miteinander und ein Eintreten füreinander, das, wenn das Evangelium die Mitte ist, diesem Evangelium deutlich entspricht und der Nachfolge Jesu im konkreten Gestalt im lateinamerikanischen Kontext gibt.

Sundermeier plädiert nun dafür, diese Erfahrung der Konvivenz für die Ökumene insgesamt fruchtbar zu machen. Kurz gesagt: In der Begegnung mit den „anderen“ – seien es Konfessionen, seien es Weltanschauungen – kommt es nicht in erster Linie auf die theologische Verständigung mit dem Ziel des Einverständnisses an. Sondern grundlegend wichtig ist vor allem, das Miteinander zu wagen; sich einander auszusetzen, in alltäglichen und festtäglichen Vollzügen. Worte, Begriffe, Definitionen und Formeln sagen oft so viel weniger als der Tonfall, die Haltung, das Augenzwinkern von denen sie begleitet werden. Es gibt kein Verstehen des anderen und darum keine Verständigung ohne ein gewisses Maß an geteiltem Leben, mit der Freude und den Tränen und der Solidarität, die dazu gehören. Eine Kirche, die „Konvivenz“ lebt, ist eine Kirche nicht nur für andere (was auch sehr paternalistisch wirken kann), sondern eine Kirche *mit* anderen. Konvivenz ist ein Schlüssel für ökumenische Existenz in der weltanschaulich pluralen Gesellschaft; sie ist ein Schlüssel auch und gerade für die *Hermeneutik* des Fremden, für ein wirkliches Verstehen und gegenseitiges Lernen, weil erst im geteilten Leben, im eingeübten Miteinander Besonderheiten in

⁷ In: Wolfgang Huber / Dietrich Ritschl / Theo Sundermeier (Hgg.), Ökumenische Existenz heute 1, München 1986, S. 49-100.

ihrer Tragweite erkennbar werden, die, rein verbal vermittelt, abstrakt blieben.

Mich beschäftigt dabei, dass die Grundformen der Konvivenz ja erstaunlich analog zu den drei Sozialformen sind, in denen nach Grethlein „Kommunikation des Evangeliums“ geschieht: Lehren und Lernen, gemeinsames Feiern, Helfen zum Leben. Und ich denke, diese Parallele spricht dafür, die Kommunikation des Evangeliums grundsätzlich nach außen hin offen zu denken: konfessionelle, auch weltanschauliche Grenzen werden – nicht belanglos (das keinesfalls!), aber durchlässig, wo Konvivenz gelebt wird. Gegenseitige Hilfe, Einladung zum Feiern, Lernen von- und miteinander – all das macht ja nicht Halt an den Grenzen der formell zu meiner Gruppe, meiner Kirche Gehörigen. Jedenfalls nicht unter den Bedingungen der Konvivenz, die darin der inklusiven Grundbewegung des Evangeliums voll entspricht.

An *einem* Beispiel möchte ich abschließend klarmachen, wie ein Lernen und Lehren im Rahmen der Konvivenz langjährige Selbstverständlichkeiten heilsam hinterfragen und Sichere zu Suchenden, Lehrende zu Lernenden machen kann, so dass alle erfahren, wie ihr Leben beschenkt und vertieft wurde, ohne, dass die Unterschiede einzuebnen sind.

Dieses Beispiel ist das letzte Kapitel in dem bewegenden Buch von Navid Kermani „Ungläubiges Staunen“.⁸ Ein aus dem Iran stammender Muslim, der sich mit hoher Kompetenz und Wahrnehmungsfähigkeit auf die ihm kulturell wie theologisch bleibend fremde Bilder- und Glaubenswelt des westlichen Christentums einlässt und vielen Christen hilft, ihre eigene Tradition an vielen Stellen besser zu verstehen als je zu vor. Das Schlusskapitel nun ist einer Gestalt gewidmet, die weit hinter die Reformation zurückgeht, aber gleichwohl so etwas wie einen evangelischen Heiligen in den Blick nimmt: Franz von Assisi. Kermani tut hier nichts anderes als die neueste franziskanische Forschung zu sichten, und präsentiert ihre Ergebnisse auf eine Weise, die den Poverello für mich fast erschütternd in einem ganz neuen Licht zeigt: seine Nähe und Freundschaft zu Muslimen seiner Zeit, denen er im Umfeld seines Besuchs im Kreuzfahrerheer bei seinen Wanderungen durch das damalige Palästina begegnet ist; allen voran

der Sultan al-Kemal al Malik, den er geradezu als „Freund“ achtet. Die Quellen belegen, wie nahe einige Franziskusschriften aus dieser Zeit der Spiritualität insbesondere der Sufis kommen; sie belegen auch, wie angewidert Franziskus einerseits über das Auftreten der „christlichen“ Kreuzfahrer war, und dass bei ihm andererseits kein böses Wort über Muslime zu finden ist – sehr im Gegensatz zu der kirchlichen Hetze seiner kreuzzugsbesoffenen Zeit, die schließlich auch vor einer Vereinnahmung des Franz selber für ihre antisarazenische Polemik nicht zurückschreckte. Bei Kermani entsteht also das Bild eines Menschen, der mit jeder Faser seiner entflammten Seele am Gekreuzigten und Auferweckten hängt, wie es bei Franziskus auf Schritt und Tritt zu greifen ist, und der – nicht obwohl, sondern *weil* er ihm nachfolgen will – in solcher Herzlichkeit, Demut und geistlichen Lernbereitschaft auf andere zugeht, so dass versöhnte Gespräche möglich werden und die Theologie der anderen seine eigene befruchtet, ohne den christologischen Glutkern für einen Moment in Frage zu stellen.

Es war eine tiefe Erfahrung von Konvivenz, die Franziskus mit Muslimen gemacht zu haben scheint. Das zeigt ihn heute für uns noch mal in einem anderen, überraschenden und ermutigenden Licht. Und dass es dazu gekommen ist, ist wiederum einer Konvivenzerfahrung zu verdanken: diesmal eines Muslims (Kermani), der sich auf seine christliche geprägte Umgebung mit Herz und Verstand so eingelassen hat, dass – nicht etwa die Unterschiede verblassen, aber dass über die Unterschiede hinweg ein Gespräch in Gang kommen kann, das allen Beteiligten hilft, sich selbst und einander tiefer zu verstehen – als Menschen, die, in welcher Brechung und auf welchen Umwegen auch immer, vom Wort des lebendigen Gottes angerührt sind.

Kommunikation des Evangeliums wird auch in solche Weite führen. In der Kirche mit Zukunft sicher viel öfter als bisher.

6. Offenes Ende: 9,5 Thesen

1. Unsere Kirche ändert ihre Gestalt, um unter sich wandelnden gesellschaftlichen Bedingungen ihrem Auftrag treu zu bleiben. Die Frage nach dem, was uns dabei trägt, steht, je einschneidender dieser Wandel wird, desto eindringlicher im Raum.
2. Es ist das Wort Gottes, das die Kirche schafft und trägt – in welcher übererra-

⁸ Navid Kermani, Ungläubiges Staunen. Über das Christentum, München 2015

- schenden Gestalt auch immer. Das Vertrauen auf dieses Wort begründet die Zuversicht, dass es eine Kirche mit Zukunft (auch) in Kurhessen-Waldeck gibt.
3. Die sich dem Wort Gottes verdankende Kirche – eigentlich „*ekklesia*, Versammlung, Gemeinde“ – ist überall da lebendig, wo Kommunikation des Evangeliums von Jesus Christus geschieht: im Lehren und Lernen, im Helfen zum Leben, im gemeinsamen Feiern.
 4. Der Begriff von „Gemeinde“ wird damit vielfältiger: Neben der herkömmlichen Ortsgemeinde und quer dazu kommen auch die elementaren Bereiche der Familie, der Schule, der Medien, der Diakonie als Orte der Evangeliumskommunikation in den Blick und werden im prägnanten Sinn als „Gemeinde“ bzw. als kirchliche Orte erkennbar.
 5. Für das Leben der soweit verstandenen Kirche bedarf es fester Strukturen, die diese Kommunikationsprozesse fördern, indem sie öffentlich erkennbar Impulse setzen und verlässlich Ressourcen bereitstellen, die zur Deutung und Gestaltung des Lebens im Horizont des Evangeliums helfen.
 6. Diese verfasste Kirche bildet zugleich eben nur einen Teil der dynamischen Gesamtwirklichkeit, die – als *Creatura Verbi Dei* – Kirche ist; in dieser begrenzten Funktion leistet sie für das Ganze einen unverzichtbaren und unververtretbaren Dienst.
 7. Mit der Ordination zum Pfarrdienst beauftragt die verfasste Kirche bestimmte Menschen damit, in besonderer Prägnanz dafür einzustehen, dass die Kirche aus dem Wort Gottes lebt; sie verpflichtet sich damit selbst zugleich, in allem, was sie tut, auf *diesem* Fundament zu bauen.
 8. Diesem Anliegen widerspricht nicht, sondern dient es, wenn die pfarramtlichen Grundfunktionen künftig verstärkt in einem *Ensemble* von Ämtern und Diensten verortet werden; das hilft dazu, dass in der komplexen gesellschaftlichen Situation die unterschiedlichen Kompetenzen bestmöglich genutzt werden, die es braucht, um am Lauf des Evangeliums durch die Welt teilzuhaben.
 9. Kirche, die so lebt, wird grundlegend „Kirche *mit* anderen“ sein: einladend, lernwillig, teilnehmend, solidarisch. Sie wird dabei ganz neu erfahren, dass nicht die zahlenmäßige Größe das ist, was letztlich zählt, weil das Wort des lebendigen Gottes sie trägt und seine Kreise zieht. *Darin* liegt Zukunft und Hoffnung – für sie selbst und die Welt.
 - 9,5 „Ihr seid das Salz der Erde“ – Erfahrungen mit diesem Wort aus 50 Jahren pastoralem Dienst tun das Ihre dazu, an seine Gültigkeit und Kraft auch für die Zukunft unserer Kirche zu glauben...

Dr. Manuel Goldmann
Max-Planck-Straße 1
63538 Großkrotzenburg

ALS PFARRER DIREKTOR

Persönliche Anmerkungen zur Rolle als Theologe in der Leitung eines diakonischen Unternehmens

Maik Dietrich-Gibhardt

Vortrag vor dem Arbeitskreis *Diakonische Kultur der Diakonie Hessen*, gehalten am 29.9.2017 in der *Evangelischen Akademie Frankfurt*.

1. Rolle und Aufgaben

Seit dem Beginn des Jahres 2014 bin ich als kurhessischer Pfarrer theologischer Vorstand und Vorstandssprecher der Hephata Diakonie. Zuvor war ich Pfarrer in der Gemeinde, Pfar-

rer in der Medien- und Öffentlichkeitsarbeit, Pfarrer in der Geschäftsführung eines regionalen Diakonischen Werkes, Pfarrer im Aufsichtsrat eines diakonischen Unternehmens. Auch wenn sich über den Zeitraum von 23 Berufsjahren vieles an dieses Amt angelagert hat, was man landläufig vielleicht nicht damit verbindet, auch wenn Rollendiffusionen unausweichlich sind und immer wieder reflektiert werden müssen, bin und bleibe ich doch

Pfarrer. Und ich bin und bleibe es gerne. Nur als Pfarrer habe ich mich auf die Stelle als theologischer Vorstand der Hephata Diakonie, als Vorstandssprecher und als Vorsteher der Diakonischen Gemeinschaft Hephata überhaupt bewerben können. Das macht der Blick in die Vereinsatzung des Hessischen Diakoniezentrum Hephata unmissverständlich klar.

Unter „§ 16 Der Vorstand“ heißt es:

- (1) *Der Vorstand besteht aus mindestens zwei Vorstandsmitgliedern. Ein Vorstandsmitglied ist ein ordiniertes Theologe oder Theologin, das andere Vorstandsmitglied ein Wirtschaftsfachmann oder eine Wirtschaftsfachfrau. Die Vorstandsmitglieder sind hauptberuflich angestellte Direktoren oder Direktorinnen, die einander gleichgestellt sind.*
- (2) *Der Theologe oder die Theologin ist Sprecher bzw. Sprecherin des Vorstands und Vorsteher bzw. Vorsteherin der Diakonischen Gemeinschaft Hephata.¹*

Nichts ist bekanntlich für die Ewigkeit. Diese heilsame Begrenzung unserer scheinbar so unumstößlichen irdischen Aktivitäten, Ordnungen und Maßstäbe ins Gedächtnis zu rufen, ist eine Grundaufgabe von Theologen. Das gilt auch für diakonische Vereinsatzungen. Ob also der ordinierte Theologe in unterhinterfragter Selbstverständlichkeit die ihm satzungsgemäß zugeschriebene Rolle etwa in der Hephata Diakonie (oder anderswo) auch in 50 Jahren noch innehaben wird, sei dahingestellt. Gegenwärtig scheint man noch der Überzeugung zu sein, dass man ihn resp. sie braucht. Aber wofür?

1.1. Die Verteilung der *Zuständigkeiten* weist dem Theologen neben den klassischen Aufgaben eines vertretungsberechtigten Vorstandes folgende Bereiche der Hephata Diakonie zu: zunächst den Bereich der Ausbildung, also die Hephata Akademie als Konglomerat von staatlich anerkannten Fachschulen für soziale Berufe, an denen etwa Erzieherinnen und Erzieher, Altenpfleger und Heilerziehungspfleger ausgebildet werden. Diese Zuständigkeit könnte auch ein anderes Vorstandsmitglied wahrnehmen, wenn nicht mit der Akademie auch das Angebot der Diakonenausbildung verbunden wäre. Diese vollzieht Hephata im Auftrag der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, hier liegt eine enge Verzahnung zwischen Einrichtung und Kirche vor, die vom

Curriculum über die Studien- und Prüfungsordnung bis hin zur Einsegnung in dieses kirchliche Amt reicht, und hier hat der Theologe seine spezifische Kompetenz und Verantwortung: anteilig im Unterricht und in den Prüfungen, aber auch in der Mitwirkung der Profilierung dieses Amtes in der Kirche. Daneben steht die Zuständigkeit des Theologen für den Studienstandort Hephata, an dem seit über 20 Jahren unter dem Dach Hephatas die Ev. Hochschule Darmstadt die heutigen Studiengänge Soziale Arbeit mit und ohne Gemeindepädagogik/Diakonie anbietet.

Der zweite große Zuständigkeitsbereich ist mit der Aufgabe des Sprechers verbunden und ist derjenige für die interne wie externe Kommunikation des Unternehmens. Der Internetauftritt, das Mitarbeiterportal, die Magazine „Wir bei Hephata“ und „Hephata heute“ als Zeitschrift für Spender, der facebook-Auftritt des Unternehmens, jede Pressemitteilung nach außen, aber auch die Kommunikationsformate nach innen: Tage der neuen Mitarbeiter, Dialogveranstaltungen, etc. liegen in theologischer Hand. Die vielfältige Kommunikation eines diakonischen Unternehmens, so offenbar der Gedanke, hat ein spezifisches Profil, das durch die Reputation des Pfarrers und seine kommunikative Kompetenz am ehesten gestaltet werden kann.

1.2. Nun noch ein paar konzentrierte Schlaglichter auf die konkreten *Funktionen* des Theologen als Direktor in der Hephata Diakonie. Und damit meine ich jetzt nicht die Funktion als Vorstandsorgan, das das Unternehmen nach außen vertritt und die Geschäfte führt. Das auch Vorgesetztenfunktion im arbeitsrechtlichen Sinne wahrnimmt. Sondern ich schaue auf die spezifischen Funktionen, die mir als *Pfarrer* begegnen, die mir zugeschrieben werden, die ich aber auch von meiner Seite aus ausfülle.

Mein Blick richtet sich dabei natürlich auf den besonderen Hephata-Kosmos. Aber möglicherweise wird daran auch einiges Generelle deutlich:

- Der theologische Direktor Hephatas ist zum einen Pfarrer im ganz klassischen Sinne. Auch wenn es zusätzlich noch eine sog. „Hephata-Gemeindepfarrstelle“ gibt, so gehören doch für den Direktor regelmäßige Sonntagsgottesdienste in der Hephata-Kirche ebenso dazu wie Andachten in der Werkstatt für Behinderte oder

¹ Hephata Hessisches Diakoniezentrum e.V., Satzung vom 8. November 2010 in der Fassung vom 3. März 2011

die Eröffnung von Sitzungen mit einem geistlichen Impuls, das Verfassen von geistlichen Geleitworten in diversen Publikationen oder Angebote von Seminaren zu Fragen des christlichen Glaubens.

Es gehören die Sitzungen der gewählten Gemeindevertretung dazu, quasi des Hephata-Kirchenvorstandes, und die Sitzungen des Friedhofsausschusses, da Hephata an seinem Stammsitz in Schwalmstadt-Treysa einen eigenen Friedhof verwaltet.

Und es gehört die Funktion des Vorgesetzten gegenüber den dreieinhalb weiteren an das Hessische Diakoniezentrum abgeordneten Pfarrern dazu, die allesamt einen Predigtauftrag an der Hephata-Kirche wahrnehmen. D.h., die grundlegenden theologischen Fachkompetenzen von Pfarrerinnen und Pfarrern, die etwa in den Handlungsfeldern Gottesdienst, Seelsorge, Religionspädagogik und Gemeindeleitung liegen, kommen anteilig in dieser Stelle zum Tragen. Dabei kollidiert die Wahrnehmung der Rolle des Seelsorgers oft mit der Vorstands- und Vorgesetztenrolle, ist also sehr reflektiert auszuüben.

- Der Direktor Pfarrer gilt als Theologe weiterhin als Experte in Sachen Kirche und damit Brückenbauer in deren Organisationsformen und Strukturen, die sich für viele nicht mehr selbst erschließen: Wie sind die Einsparbeschlüsse der Landessynode zu verstehen und was bedeuten sie für Hephata? Wie ist das mit der Loyalitätsrichtlinie, ihren Hintergründen und ihrer Bedeutung für das Arbeitsrecht?

Wie ist eine Begründung bei einem Antrag auf ACK-Ausnahmegenehmigung bei einer beabsichtigten Einstellung zu werten? Warum ist die EKD eigentlich in Hephata gegründet worden? Hier geht es um Klärung und Kommunikation von Zusammenhängen und um das Herstellen wechselseitigen Verständnisses – denn in landeskirchlichen Kontexten z.B. wird nicht selten deutlich, dass auch die Strukturen, in die ein diakonisches Unternehmen eingebunden ist, erklärungsbedürftig sind.

- Der Direktor Pfarrer ist als Theologe manchmal Statthalter der christlichen Ethik, wenn schwierige Entscheidungen zu treffen sind. Lässt es unser Menschenbild zu, eine Anfrage auf wissenschaftliche Forschung an einer

bestimmten Zielgruppe positiv zu beantworten?

- Der Direktor Pfarrer zieht so manche Grundsatzkritik am Unternehmen auf sich: „Ihr wollt Diakonie sein und geht so mit Mitarbeitern, Klienten, Geld... um? Sie sind doch Pfarrer!“
- Der Direktor Pfarrer regt an und organisiert theologisch gefüllte Veranstaltungen. In Hephata z.B. das Forum diakonische Kirche, Oasentage oder Klausurtage mit den Leitungskräften zur Loyalitätsrichtlinie und zur „Kirchlichkeit“ der Diakonie.
- Der Direktor Pfarrer gibt als Theologe Übersetzungshilfen – etwa bei der Formulierung der Unternehmensleitlinien: Was kann denn z.B. „Wir geben der Nächstenliebe eine konkrete Gestalt“ heißen, grundsätzlich und im Alltag des Arbeitens bei Hephata?

2. Hermeneutische Kompetenz und diakonische Kultur

Was folgert daraus für unsere Fragestellung? Zunächst einmal ist mir klargeworden, dass die Theologie für mich selbst und meine Rolle und Aufgaben einen wichtigen Reflexionsraum bietet. Dass es die theologisch definierten Kategorien von Freiheit und Verantwortung sind, die grundlegend sind für mein eigenes Handeln – oder genauer und im Sinne Luthers: der Freiheit *zur* Verantwortung. Dass es letztlich das ist, was ich als Theologe in das Leitungshandeln meines Unternehmens einbringen kann und muss: in Sitzungen, Verhandlungen, Gespräche, bei öffentlichen Anlässen. Und das verbunden mit der anderen theologischen Grundkategorie: der Unterscheidung. Die Aufgabe des Theologen ist, zwischen Letztem und Vorletztem zu unterscheiden, also zwischen dem, was unsere Sache und was Gottes Sache ist.

Heilsame Begrenzungen zur Sprache zu bringen – von Menschen ebenso wie von menschengemachten Organisationen. Damit übt Theologie, damit übt der Theologe in manchen Debatten – gesellschaftlich wie unternehmensintern – auch Ideologiekritik.

Was ist vor dem Hintergrund dieser Überlegungen nun aus meiner Sicht zur Rolle des Theologen in der Diakonie zu sagen? Ich verweise zunächst einmal auf eine Tagung des Theologischen Ausschusses des heiligen BeB, des Bundesverbandes evangelischer Behindertenhilfe, die 1994 in Fulda stattfand. Die

trug den Titel: „Der Theologe/die Theologin in der Diakonie. Eine Ortsbestimmung“.² Und in der Einladung zu dieser Tagung findet sich der Satz, der eine Wahrnehmung beschreibt, die sich auch 23 Jahre später an der einen oder anderen Stelle erhalten hat – auch in Hephata: „Theologinnen und Theologen stehen manchmal in ihrer Person für das Selbstverständnis diakonischer Einrichtungen, deren Proprium, oder, wie man heute sagt, für das ‚diakonische Profil‘“. Darauf sage ich ein entschiedenes: Ja, aber. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass das Amt und seine diversen Zuschreibungen auch in unserer zunehmend säkularen Gesellschaft unternehmensintern wie -extern die Wahrnehmungsbrücke zu „Kirche“, „Glaube“, „christlichen Werten“ darstellt und damit zu dem, was „Diakonie“ trägt und ausmacht, bzw. „eigentlich“ ausmachen sollte. Damit wird gerade der Pfarrer in der Leitung zum fass- und haftbaren Repräsentanten oder Kronzeugen gemacht. Und der Wurzelgrund ist ja auch derselbe! Diese Verbindung wird an dem ordinierten Theologen im Vorstand exemplarisch sichtbar und greifbar. Dazu gehört die Selbstverständlichkeit, dass von dem leitenden Pfarrer an festlichen Kulminationspunkten im Hephata-Jahr wie der Einsegnung von Diakoninnen und Diakonen, der Begrüßung neuer Mitarbeitender oder der Grundsteinlegung neuer Häuser feierliche Gottesdienste oder Andachten erwartet werden, dass er sozusagen dem „Evangelisch-Diakonischen“ Gesicht und Stimme leihe. Ja, dafür steht stellvertretend der Theologe, und er hat dafür einzustehen. Und jetzt kommt das Aber: Wenn das in einem diakonischen Unternehmen als Delegation der allgemeinen Verantwortung verstanden würde, wäre etwas gründlich schiefgelaufen. Stellvertretung kann notwendig sein, setzt aber voraus, dass die Stelle eigentlich besetzt ist. Soll heißen: Die Verantwortung dafür, was diakonische Kultur oder diakonisches Profil grundsätzlich ist und wie sich beides spezifisch in der jeweiligen Einrichtung vor dem Hintergrund der je eigenen Tradition ausdrückt, die liegt beim Gesamtunternehmen. Diese Aufgabe, dieser Auftrag schließt Vorstand, Aufsichtsrat, Mitarbeiterschaft grundsätzlich zu-

sammen, und wenn’s ums „Christliche“ geht, können sich im evangelischen Kontext zumal die Köpfe nicht automatisch dem Cheftheologen zuwenden, der dann sagt, wie es ist oder zu sein hat. Sondern sie müssen es gut protestantisch aushalten und annehmen, dass das Thema von dort zurückgespielt wird in die eigene Auseinandersetzung. Damit habe ich einen wesentlichen Aspekt meines eigenen Selbstverständnisses als Theologe in der Leitung eines diakonischen Unternehmens umrissen. Es geht mir nicht zuletzt bei den Fragen nach diakonischem Profil und diakonischer Kultur um Beteiligung, Transparenz, Klarheit, Kommunikation und Motivation. Dafür ist die kybernetische, die kommunikative, die liturgisch-spirituelle Kompetenz des Theologen wichtig, vor allem aber die hermeneutische Kompetenz, die der Theologe in die Unternehmensführung einbringt, auch gegenüber anderen Vorstandsmitgliedern.

Was ist damit gemeint? Ich orientiere mich dabei an dem Bonner praktischen Theologen Eberhard Hauschildt. Nach ihm sind Pfarrerinnen und Pfarrer kurz gesagt „Schriftgelehrte und Brückenbauer“.³ Theologische Kompetenz haben von ihrer Ausbildung her viele, nicht zuletzt Diakone oder Religionspädagogen. Was den ordinierten Theologen aber auszeichnet, ist nach Hauschildt der besondere Überblick, die besondere Tiefe und die Fähigkeit, Verknüpfungen herzustellen. Pfarrerinnen und Pfarrer bringen Vertrautheit mit der Kirche ein, übrigens nicht nur mit der eigenen. Pfarrerinnen und Pfarrer in der Diakonie und in diakonischen Leitungssämtern stellen also Verbindungen zu der Tradition her, auf der die diakonische Arbeit ruht. Zu den Voraussetzungen, von denen Diakonie lebt und die sie bei aller Fachlichkeit nicht selbst schaffen kann. Pfarrerinnen und Pfarrer, so mein Verständnis, bringen diese Voraussetzungen auf verschiedenen Ebenen des Unternehmens ins Spiel und in Balance mit den ökonomischen und fachlichen Notwendigkeiten sowie den organisatorischen Rahmenbedingungen. Das sollte übrigens auch am eigenen Leitungshandeln und an der Haltung erkennbar werden – hier ist der Pfarrer als Direktor durchaus Vorbild. Aber, um es nochmal zu be-

2 Der Theologe/die Theologin in der Diakonie. Eine Ortsbestimmung. Tagungsdokumentation 1994, zusammengestellt von Dr. Johannes Kiefner, Marienberger Heime, 72501 Gemmertingen

3 Eberhardt Hauschildt, Vortrag auf dem Tag rheinischer Pfarrerinnen und Pfarrer, Koblenz 2013, <https://www.ekir.de/www/service/pfarrbild-17096.php>

tonen, der ordinierte Theologe im Vorstand ist nicht der, auf den sich das alleine konzentriert. Vielleicht hat er ein besonderes Auge darauf zu haben – und ein besonderes Ohr, wenn die Frage des „Diakonischen“ oder des „Wurzelgrundes“ in Gefahr gerät, vernachlässigt zu werden. Aber grundsätzlich ist das ein Thema für die ganze Dienstgemeinschaft. Sie muss beteiligt, vielleicht sogar ermächtigt werden, das kritisch und auch selbstkritisch zu ihrem Thema zu machen. Es geht um ein Bewusstmachen und Wachhalten dessen, dass

sich auch in der Vielfalt unseres sozialen und diakonischen Handelns Kommunikation des Evangeliums ereignet. In Freiheit und Verantwortung. Wer weiß: Vielleicht könnte man dafür den ordinierten Theologen nicht nur in der Hephata Diakonie auch in Zukunft noch brauchen...

*Maik Dietrich-Gibhardt
Vorstand Hephata –
Hessisches Diakoniezentrum e.V.
Franz-von-Roques-Straße 13
34613 Schwalmstadt*

WER BETET, LEBT LÄNGER!

Kurzbericht über den Tag für Pfarrerinnen und Pfarrer am 20.6.2018

Ernst L. Fellechner

Der Vorstand des Pfarrvereins der EKHN hatte diesmal in das ehemalige nassauische Residenzstädtchen Idstein/Taunus zu einem „mehrgängigen Menue“ eingeladen. Das attraktive Thema „Beten und seelische Gesundheit“ hatte knapp 160 Teilnehmer in die Unionskirche gelockt. Zum Entree wurde ein schönes Morgenlob serviert, wohl gewürzt durch eine knackig-kurze Ansprache des Propstes für Rhein-Main Oliver Albrecht über Heil, Heilung und Vergebung. Als Zwischengang gab es – allgemein wohl goutiert – die Grußworte des Idsteiner Bürgermeisters Christian Herfurth, des Dekans des Dekanates Rheingau-Taunus Klaus Schmid und des Orts Pfarrers Dr. Thorsten Leppek.

Gespannt war man/frau auf den Hauptgang. Prof. Dr. med. Dr. phil. Martin Hambrecht (Chefarzt und Psychotherapeut am Darmstädter Elisabethenkrankenhaus) trug kenntnisreich und engagiert – auf der Schnittstelle zwischen Empirie und Transzendenz balancierend – die Bezüge des Betens zur seelischen Gesundheit vor. Wenngleich in Deutschland empirische Untersuchungen zu diesem Thema selten sind, hat man in den USA darüber umso häufiger publiziert. Der renommierte Professor für Psychiatrie und Verhaltenswissenschaften an der Duke University, North Carolina, Harold G. Koenig hat in seinen Hauptwerken „Faith and mental health: religious resources for healing“ (2005) und „Handbook of religion and health“, Oxford Press 2012 mehr als 1.300 empirische Studien über die Beziehungen der Religiosität (resp.

Spiritualität) zur Gesundheit zusammengefasst. Eine signifikant positive Korrelation ließ sich bei der Bewältigung von Unglück und Krankheit, der Steigerung von Wohlbefinden und Glückseligkeit, Optimismus und Selbstwertgefühl bei religiös praktizierenden Personen feststellen.

Da Gottesdienstbesuch und aktives Beten Ressourcen zur Stressbewältigung, nützliche Tipps zur Lebensführung und eine prosoziale Haltung bereitstellen sowie die Bewältigung negativer Ereignisse erleichtern, steigern sie das Wohlbefinden und tragen zu längerem Leben bei. Bewiesen ist die Absenkung von Atemfrequenz und Blutdruck beim wiederholten Aufsagen von Mantras (z.B. Rosenkranz, Vaterunser oder Meditationen). Diese Wirkungen treten positiv jedoch nur bei intrinsisch (von Herzen) betenden Glaubenden ein, nicht dagegen bei bloß extrinsisch (d.h. für andere zur Demonstration!) solches Verhalten Praktizierenden.

Eine in Gemeinschaft gelebte Religiosität zählt sich also aus und zeitigt diverse messbare positive Wirkungen: Im physiologischen Bereich als Entschleunigung; im Gefühlsleben als Katharsis; im Gedanklichen als Anstoß für neue Perspektiven; in Beziehungen als gutes Gemeinschaftserlebnis; im Verhalten als Zäsur (Unterbrechung von Aktivitäten); im Bezug auf Normen und Werte als Infragestellung oder Rückbesinnung. Der Referent warnte in diesem Zusammenhang allerdings vor Nützlichkeitserwägungen und einer übertrieben instrumentalisierten „Gesundheitsreligion“.

In der anschließenden Aussprache konnte einiges vertieft, manches aber nur gestreift werden (Dopaminausschüttung, praktische Erfahrungen, Kunsttherapie, „Gottesgen“), so dass der individuellen Verdauungsarbeit noch genügend Raum bleibt... *Wer mehr zu diesem spannenden Thema wissen will, lese den ganzen Vortrag von Professor Hambrecht, der demnächst im Deutschen Pfarrblatt erscheinen wird.*

Nach einer real-frugalen Mahlzeit im Gemeindehaus und ausgiebiger Zeit zum Ge-

spräch wurden gleichsam als diverse Desserts mehrere kompetente Gruppenführungen durch die Schönheiten Idsteins und die sehenswert kunstvoll restaurierte Unionskirche angeboten. Geistlich, geistig und körperlich erquickt ging ein in vieler Hinsicht denkwürdiger Tag zu Ende.

Dr. Ernst L. Fellechner
Benjamin-Franklin-Str. 23
55122 Mainz

„... ES KOMMT DRAUF AN, SIE ZU VERÄNDERN ...“:

Die 11. These von Karl Marx über Feuerbach als Anstoß zur Weltveränderung

„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden *interpretiert*; es kömmt drauf an, sie zu *verändern*.“ (Karl Marx, 11. These über Feuerbach, ursprüngliche Fassung aus dem Jahr 1845)

Ich befasse mich im Folgenden mit der wirkungsmächtigen 11. These des Denkers **Karl Marx** (1818–1883) über Ludwig Feuerbach (1804–1872), nicht aus musealer Nostalgie, sondern weil ich der tiefen Überzeugung bin, dass der Sozialismus in der Gegenwart noch eine Chance erhalten muss¹, wenn wir Welt und Menschheit vor dem Untergang infolge teilweise selbst verschuldeter Unmündigkeit bewahren wollen.

Unter „Sozialismus“ verstehe ich dabei mit **Jürgen Habermas** (geb. 1927) „... einen nach Möglichkeit fallibilistischen, auf Selbstkorrekturen angelegten Versuch [...], in kollektiver Anstrengung identifizierbares Leid, identifizierbare Ungerechtigkeit, vermeidbare Repressionen wenigstens zu verringern“ und somit „[...] die Zerstörung solidarischer Lebensformen aufzuhalten und neue Formen solidarischen Zusammenlebens zu schaffen [...]“².

1. Verschiedene Deutungen der 11. Feuerbach-These von Marx

Die im Jahr 1845 verfassten 11 Thesen von Karl Marx über Ludwig Feuerbach gelten vielen Interpreten (angefangen bei seinem engsten Freund Friedrich Engels, der im Jahr 1888 dieses „Jugendwerk“ von Marx erstmals veröffentlichte) als Initialzündung seines historisch-materialistischen Philosophierens und als Grundlage seiner späteren ökonomischen und politischen Studien. Insbesondere die 11. These gilt als der „Königsgedanke“ des jungen Denkers, im Rang vergleichbar in etwa der **Aussage Platons über die Philosophen als Könige und die Könige als Philosophen**.³ Während Platon sich eine personale Identität der Philosophierenden und der Herrschenden wünschte, zielt der Vorstoß von Marx zunächst scheinbar in eine andere Richtung. Er wirft den Philosophen, deren Reihe er über Kant und Hegel bis hin zu Feuerbach führen lässt, vor, sie hätten die Welt „nur“ verschieden interpretiert. Dies sei aber nicht hinreichend. Es komme vielmehr darauf an, sie (also: die Welt) zu verändern. Was genau ist mit dieser 11. These gemeint?

Eine scharfe Kritik an der These hat im Jahr 1969 in einem Fernsehinterview der Philo-

1 *Eberhard Pausch*: Noch eine Chance für den Sozialismus? Plädoyer für eine Logik geschichtlichen Experimentierens, in: Deutsches Pfarrblatt 5 (2018), S.265-270.

2 *Jürgen Habermas*: Die neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V, Frankfurt am Main 1985, S.73. Habermas versteht den Sozialismus somit im Einklang mit Karl Marx – und offensichtlich anders als der 1985 noch immer „real existierende Sozialismus“ – als eine auf Befreiung und Freiheit zielende politische Option.

3 „Wenn im Staate nicht die Philosophen König werden oder die heutigen sogenannten Könige und Fürsten sich nicht aufrichtig der Philosophie ergeben, wenn nicht beides eins wird, politische Macht und Philosophie, [...] so ist des Elends kein Ende, lieber Glaukon; des Elends im Staate und wohl auch des Elends im menschlichen Geschlecht.“ (*Platon*: Der Staat, Stuttgart 1973, S.179 – 5. Buch, XVIII.)

soph **Martin Heidegger** (1889-1976) geübt.⁴ Heidegger argumentiert: Eine Veränderung der Welt, wie Marx sie fordert, müsse in einer Weltvorstellung begründet sein; diese wiederum setze eine Interpretation der Welt voraus. Marx widerspreche sich somit selbst, denn die Welt verändern könne nur, wer sie zuvor hinreichend interpretiert habe. Die 11. These über Feuerbach sei mithin ein „nicht fundierter Satz“.⁵

Eine noch kritischere Interpretation legte im Jahr 1991 **Richard Schröder** (geb. 1943) vor.⁶ Schröder leitet seine Deutung mit dem von Engels überlieferten Hinweis ein, die Thesen seien ursprünglich „rasch dahingeschrieben, absolut nicht für den Druck bestimmt“⁷ gewesen. Als Wahlspruch für eine Hochschule wie die Humboldt-Universität (wo dieser Satz seit DDR-Zeiten das Foyer des Hauptgebäudes zierte) passe das Zitat deshalb nicht, weil sie ein Ort sei, an dem das Interpretieren gleichsam zu Hause sein müsse. Und schließlich singe die These zu sehr ein Loblied auf das Verändern, wo es doch zumindest auch auf das Bewahren ankomme. Schröders Kritik kulminiert schließlich in seiner Vermutung, die 11. These über Feuerbach proklamiere recht eigentlich das „Ende der Philosophie“⁸ überhaupt.

Gibt der Wortlaut der 11. Feuerbach-These den beiden kritischen Perspektiven Recht? Ich denke nicht. Denn weder behauptet Marx

in der These, die Philosophie sei an ihr Ende gekommen, noch ruft er dazu auf, das Interpretieren grundsätzlich zu beenden. Und er stellt in der These auch nicht in Abrede, dass es einen Zusammenhang zwischen dem Interpretieren und dem Verändern geben könne (oder sogar müsse). Insoweit ist Heidegger ja zuzustimmen: Die Welt verändern kann nur, wer eine zureichende Vorstellung von ihr hat, und diese ist nur zu gewinnen durch Interpretation. Was Marx im „Kommunistischen Manifest“ (1848) und im ersten Band des „Kapital“ (1867) vorlegt, ist aber durchaus eine äußerst ambitionierte und teilweise sogar vorzüglich fundierte politisch-ökonomische Interpretation der Welt bzw. der kapitalistischen Weltgesellschaft seiner Zeit.⁹

Zugegeben, keine primär philosophische Interpretation der Welt, aber eine Interpretation im Rahmen einer historisch-materialistischen Philosophie. Marx leugnet also nicht die Notwendigkeit einer Interpretation der Welt, er sagt vielmehr: Die bloße Interpretation reicht nicht aus. Sie ist nur notwendig, aber nicht hinreichend, wenn man die Welt verändern will.¹⁰ Und das will Marx schon früh, das will er unbedingt. Darauf zielt er ab: auf Praxis, nicht auf bloße Theorie – auf Revolution, nicht auf bloße Reflexion – auf Veränderung, nicht bloß auf Interpretation!

Man muss sich vor Augen halten: Das Europa des Jahres 1845 war geprägt von der Restauration, die 1815 mit dem Wiener Kongress eingesetzt hatte und seit den „Karlsbader Beschlüssen“ des Jahres 1819 Deutschlands „freie Geistesmacht“ (Schleiermacher) in vielerlei Hinsicht gefesselt und geknebelt hatte. Die Philosophie Georg Wilhelm Friedrich Hegels (1770–1831), der zunächst der Lehrmeister von Marx war und später von diesem „vom Kopf auf die Füße gestellt“ werden sollte, behauptete die beidseitige Konvertibilität des (politisch) Wirklichen und des Vernünftigen und begrub auf diese Weise die großen Ideen und Grundwerte der Französischen Revolution von 1789 („Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“) in der Faktizität des romantisch verklärten, aber ansonsten durchaus dumpfen

4 Martin Heideggers unheilvolle Verstrickung in den Nationalsozialismus ist in den vergangenen Jahren nach der Herausgabe seiner „Schwarzen Hefte“ zu Recht noch genauer und kritischer als je zuvor beleuchtet worden. Darauf will ich an dieser Stelle nicht näher eingehen. Ein umfangreicher Artikel in der Wikipedia skizziert die äußerst kontroverse Debatte, deren kaum bestreitbares Ergebnis zu sein scheint, dass der Denker sehr viel enger mit dem Nationalsozialismus verbunden war, als man bisher dachte und dass sein Denken klar antisemitische Züge trug: https://de.wikipedia.org/wiki/Martin_Heidegger_und_der_Nationalsozialismus (abgerufen 18.05.2018).

5 Martin Heidegger im Gespräch mit Richard Wisser, in: Günther Neske/Emil Kettering (Hg.): Antwort: Martin Heidegger im Gespräch, Pfullingen 1988, S.21-28, dort S.22. Die umfangreiche Dokumentation des Zustandekommens des Fernsehinterviews einschließlich des Wortlauts findet sich in diesem Band auf den Seiten 17-77.

6 Richard Schröder: „Zur 11. Feuerbachthese von Karl Marx“ (1991), in: ders.: Vom Gebrauch der Freiheit: Gedanken über Deutschland nach der Vereinigung, Stuttgart 1996, S. 234–249.

7 Richard Schröder, a.a.O., S. 235. Schröder hat damit zweifellos Recht. Jedoch handelt es sich um einen textgenetischen Gesichtspunkt, der über die Geltung der These nichts auszusagen vermag, denn *Genese* und *Geltung* sind stets voneinander zu unterscheiden.

8 Ebd., S. 236f.

9 Vgl. hierzu etwa Ulrike Herrmann: Kein Kapitalismus ist auch keine Lösung: Die Krise der heutigen Ökonomie oder Was wir von Smith, Marx und Keynes lernen können, Frankfurt/Main 2016, zu Marx dort bes. S. 75–138.

10 So zu Recht Dietmar Dath: Karl Marx: 100 Seiten, Stuttgart 2018, S. 50. Es ist wohl kein Zufall, dass sich diese positive Rekonstruktion der 11. Feuerbach-These von Marx auf Seite 50 des 100-Seiten-Bändchens, also genau in dessen Mitte findet.

preußischen Staates.¹¹ In dieser Welt, in der Kinderarbeit normal war und Holzdiebstahl als todeswürdiges Verbrechen galt, artikuliert Marx seinen Protest gegen den als globale Erscheinung und Bedrohung sich abzeichnenden Kapitalismus. Die 11. Feuerbach-These des jungen Revolutionärs will also nicht dem Interpretieren als solchem widersprechen, sondern zu ihrer Zeit zum Verändern aufrufen und ermutigen. Und welche Zeit hätte diesen Aufruf nicht nötig? Anders gefragt: Kann der Marxsche Appell auch für uns heute hilfreich und ermutigend sein?

2. Was heißt (die Welt) „verändern“?

Das dürfte unter anderem davon abhängen, was man unter dem Begriff der „Veränderung“ versteht. Sicherlich gilt zunächst einmal: „Verändern“ ist das Gegenteil des „Stillstands“ bzw. des „Bewahrens“ (Konservierens). Wer etwas verändert, der will entweder einen Fortschritt oder einen Rückschritt bewirken. Wie besonders klar die englische Sprache belegt („to change something into something (different)“), bezeichnet Veränderung stets eine dreistellige Relation:

Jemand (A) verändert etwas (B) hin zu etwas Anderem (C).¹²

Für Marx ist klar, dass weder das Konservieren des Bestehenden (Konservatismus) noch gar ein geschichtlicher Rückschritt (Reaktion) sinnvoll gewollt werden können: Denn die Geschichte strömt in die Zukunft, das Reich der Freiheit ist das erstrebenswerte Ziel, es geht also darum, den Fortschritt hin zu etwas Neuem, Besseren zu ermöglichen.¹³ Nun kann

das Ziel C *ein wenig anders* sein als B, das passiert etwa, wenn innerhalb eines an sich gleichbleibenden Systems Reformen durchgeführt werden, wie dies in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland bis heute stets der Fall war und ist. Man kann dann von einer systemmodifizierenden, reformistischen oder „revisionistischen“ Veränderungsauffassung sprechen. Die deutsche Sozialdemokratie entwickelte sich infolge des Siegeszuges der Ideen des „Revisionisten“ Eduard Bernstein (1850–1932) hin zum dezidierten Reformismus, der bis heute¹⁴ nach der Formel agiert:

Systemmodifizierend/reformistisch:

Jemand (A) verändert etwas (B) hin zu etwas wenig Anderem (C).

Es kann aber auch C *deutlich anders* sein als B. Das ist dann der Fall, wenn ein System durch ein anderes, aber verwandtes abgelöst wird, zum Beispiel, als die parlamentarisch verfasste Monarchie des Deutschen Kaiserreiches im Jahr 1918 von der Weimarer Republik (1918–1933) abgelöst wurde. In diesem Fall hat man es mit einer systemtransformierenden Veränderung zu tun, deren Formel lautet:

Systemtransformierend:

Jemand (A) verändert etwas (B) hin zu etwas deutlich Anderem (C).

Es kann aber auch C *völlig anders* als B beschaffen sein, das ist unzweifelhaft im Fall der Französischen Revolution 1789 oder der Russischen Revolution 1917/18 so gewesen. Marx hoffte, wie seine zahlreichen Veröffentlichungen belegen, auf eine revolutionäre Veränderung nach der Formel:

Systemtranszendierend/revolutionär:

Jemand (A) verändert etwas (B) hin zu etwas völlig Anderem (C).

Wer auch immer im Deutschland der Gegenwart des Jahres 2018 mit Karl Marx den Anspruch erhebt, die „Welt verändern“ zu wollen, steht dabei vor einer Reihe von Problemen:

11 Zur Hegelschen Philosophie und zur sog. „Dialektik“ als Denkmethode vgl. die vernichtende Kritik *Karl Popper* in: ders.: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Band 2: Der Aufstieg der orakelnden Philosophien, München 6. Aufl. 1980, S. 36–101. Popper zeigt überzeugend Hegels wissenschaftliche Unredlichkeit auf und entlarvt dessen Absicht, die Ideen von 1789 in ihr Gegenteil zu verdrehen

12 Ein Sonderfall, der aber ebenfalls eine dreistellige Relation darstellt, ist das Sich-Verändern: Etwas (A) verändert sich selbst (B) hin zu etwas anderem (C).

13 Freiheit war das zentrale Thema des Denkers Marx - so *Jürgen Neffe*: Marx: Der Unvollendete, München 3. Aufl. 2017, S. 17, 22, 41 (u. ö.). Freiheit war von daher auch das Ziel des klassischen Sozialismus: „An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die freie Entwicklung aller ist.“ (*Karl Marx/Friedrich Engels*: Das Kommunistische Manifest. [1848] Eine moderne Edition, mit einer Einleitung von Eric Hobsbawm, Hamburg 1999, S. 71.) Dass der „real existierende Sozialismus“ in der DDR und der UdSSR die Freiheit mit Füßen trat und zertrampelte, war der Keim seines eigenen Untergangs.

14 Ein Beispiel aus der neueren deutschen Geschichte: Der Wahlsieg der SPD unter Gerhard Schröder im Jahr 1998 beruhte unter anderem auf dem typisch sozialdemokratischen Motto: „Wir wollen nicht alles anders, aber vieles besser machen“. Dieses Motto entsprach dem Geist einer Zeit, die weder wollte, dass alles so bleibt, wie es war (nach 16 Jahren der Kanzlerschaft von Helmut Kohl), noch, dass alles völlig anders werden würde als bisher. Vgl. hierzu *Edgar Wolfgram*: Die geglättete Demokratie: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 2006, dort S. 476–479.

- Der Anspruch, „**die Welt**“ verändern zu wollen, scheint vollkommen überzogen und unrealistisch zu sein. Der neoliberal globalisierte Kapitalismus inszeniert sich selbst als alternativlos. Und doch wird man einer globalen Gewalt eine internationalistische Idee entgegensetzen müssen.
- Die Analysen und Gedanken von **Karl Marx** scheinen durch das Elend des einst „real existierenden Sozialismus“ in der UdSSR und DDR diskreditiert zu sein. Zu dem desaströsen Erbe dieser „failed states“ will zu Recht niemand zurück.
- Der Begriff „**Revolution**“ ist in der Gegenwart äußerst negativ konnotiert, schon wegen der Assoziation der Gewaltsamkeit, die sich zumeist mit ihm verbindet. (Der Begriff der „friedlichen Revolution“ und die damit verbundene Erinnerung an die Ereignisse von 1989/90 stellt die Ausnahme von der Regel dar.)
- Der Begriff der „**Reform**“, der in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts eher positiv belegt war, weil er für eine Vergrößerung des Freiheitspielraums und der Lebensqualität der Menschen stand, hat in den letzten zwei Jahrzehnten einen negativen Beigeschmack bekommen.¹⁵ Sinn und Berechtigung der sog. „Rechtsschreibreform“ (1996ff) wollten nur wenigen Bürgerinnen und Bürgern einleuchten, und die 2004/2005 in Kraft gesetzten sog. „Hartz-Gesetze“ erzeugen noch immer bei vielen Menschen heftigen Widerstand und vergiften bis heute die Atmosphäre innerhalb der seinerzeit federführenden Regierungspartei SPD. Um es ganz allgemein zu sagen: Reformen, die mit erheblicher Bürokratisierung verbunden sind und die nicht erkennbar die Lebensqualität der Menschen verbessern, stehen (zu Recht) in der öffentlichen Kritik.

Es fragt sich daher: Wenn sich schon der Begriff „**Revolution**“ als Interpretament von „Veränderung“ nicht einfach wiederbeleben lassen wird, kann es dann wenigstens gelingen, einen gereinigten, unbelasteten, „nicht kontaminierten“ Begriff von „**Reform**“

¹⁵ Vgl. exemplarisch *Albrecht Müller*: Die Reform-Lüge: 40 Denkfehler, Mythen und Legenden, mit denen Politik und Wirtschaft Deutschland ruinieren, München 2004.

wiederzugewinnen? Vielleicht empfiehlt es sich, mit Niklas Luhmann einen abgekühlten Begriff von Reform zu verwenden und darunter schlicht *eine für Organisationen typische Form der Veränderungsplanung* zu verstehen.¹⁶ Dann lässt sich zeigen: Organisationen (wie etwa auch Kirchen) unterliegen in einer sich verändernden Welt ständig Veränderungen und müssen auch selbst aktiv Veränderungen gestalten. Dazu bedürfen sie einer funktionierenden Veränderungsplanung. Mit einem Wort: Sie bedürfen der Reformen – wenn sie weder einfach nur das Bestehende verwalten noch gar nach hinten schreiten noch sich nach vorne hin revolutionieren wollen.

3. Wer kann (die Welt) verändern?

Wer kann bzw. wer könnte die Welt (oder auch nur: die Gesellschaft, die Kirche) verändern? Mit anderen Worten: **Wer ist der lebendige Motor der Geschichte?** Marx setzte bekanntlich seine Hoffnung auf das Proletariat, das seines Erachtens geeignet war, die Bourgeoisie zu überwinden. Auch wenn er Proletariat und Philosophie zueinander konstruktiv in Beziehung setzte und darauf hoffte, beide könnten sich miteinander produktiv verbinden, dürfte die Geschichte zeigen, dass sich diese Hoffnung eher nicht erfüllt hat. Das hat auch, aber nicht nur, damit zu tun, dass es heute längst kein klassisches „Proletariat“ in Deutschland (und Europa) mehr gibt. Wer aber kommt sonst in Frage als Motor der notwendigen Veränderung? Die demokratischen Parteien oder zumindest einige unter ihnen? Die Gewerkschaften? Traditionelle intermediäre Institutionen der Zivilgesellschaft wie etwa die Kirchen oder neuere, avantgardistische Bewegungen, Gruppen und Initiativen (wie Attac, „Pulse of Europe“)? Eine Schlüsselfrage scheint mir zu sein, welche Rolle die Religionsgemeinschaften hierbei spielen können. Gibt es heute beispielsweise wirklich einen religionsübergreifenden Konsensus, dass „der Kapitalismus“ überwunden werden muss, wie Ulrich Duchrow meint?¹⁷

Nur so viel: Jede Zeit braucht ihre Philosophinnen und Philosophen. Vielleicht hatte der

¹⁶ So ein mir sehr einleuchtender Definitionsvorschlag von Niklas Luhmann: Die Religion der Gesellschaft, Frankfurt am Main 2000, S. 244.

¹⁷ *Ulrich Duchrow*: Mit Luther, Marx und Papst den Kapitalismus überwinden: Eine Flugschrift in Kooperation mit Publik-Forum, Hamburg 2017, S.141. Ich fürchte, den von Duchrow erhofften Konsensus haben wir noch lange nicht erreicht.

realpolitisch in Syrakus gescheiterte Platon ja doch Recht, dass er seine Hoffnung auf die Philosophierenden setzte, also auf eine denkende Elite, für die gilt, dass sie „gedächtnisstark ist, leicht lernt, hochsinnig, voller Anmut, befreundet und verwandt mit Wahrheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Besonnenheit“¹⁸.

Dabei geht es erkennbar nicht um das Zerrbild des weltabgehobenen, nur in seine wissenschaftlichen Studien vertieften Professorentyps des 19. Jahrhunderts, sondern um eine Verantwortungs- und Leistungselite, die bereit ist, gesellschaftliche Leitungs- und Steuerungsfunktionen zu übernehmen. Hätte Marx eine solche Elite abgelehnt? Aus der 11. These über Feuerbach lässt sich eine solche Ablehnung jedenfalls nicht ableiten. Die Kritik an den Philosophierenden besteht vielmehr darin, dass sie „nur“ interpretieren, aber nicht bereit sind, selbst auch Veränderungen verantwortlich mitzugestalten.

Völlig zu Recht hat daher der marxistische Philosoph **Alain Badiou** (geb. 1937) in seiner Rekonstruktion von Platons „Staat“ dessen Königsthese dahingehend übersetzt, es müssten „Philosophen sein, die die Leitungsfunktionen innehaben. Oder umgekehrt [...]“¹⁹.

Wie kläglich wirkt angesichts dieses Anspruchs ein Bundeskanzler, der zu seiner Zeit im Abiturfach Mathematik die schlechteste Zensur in seinem ganzen Bundesland, nämlich

eine glatte „Sechs“, erhalten hatte? Oder ein Bundeswirtschaftsminister, der trotz mehrfacher Nachfrage nicht die Frage beantworten konnte, wie viele Nullen eine Milliarde hat? Oder Außen- oder Europapolitiker, die der englischen Sprache nicht mächtig waren/sind? Ich belasse es bei diesen Andeutungen und nenne hier bewusst keine Namen.

Dass es derartiges Leitungspersonal in Kirche, Gesellschaft und Staat auch heute noch gibt, dürfte kaum jemand bezweifeln. Im Sinne von Marx wäre das jedenfalls nicht gewesen. Von Platon ganz zu schweigen. Mit einer denkenden, verantwortungsbereiten Elite einen neuen Anlauf zur Umgestaltung der Gesellschaft in Richtung eines demokratischen Sozialismus zu unternehmen, das scheint mir eine zentrale politische Aufgabe der Gegenwart zu sein.²⁰

Ein Gedanke am Rande, aber gerade auch evangelischen Pfarrerinnen und Pfarrern ins Stammbuch geschrieben: Was könnte die Rolle der Denkenden heute in der Theologie und in unserer Kirche sein? Ich vermute, es wäre gut, wenn sie als *gläubige* Philosophinnen und Philosophen den Weg der Veränderung begleiten würden.

*Dr. Eberhard Pausch
Pfarrer und Studienleiter an der
Evangelischen Akademie Frankfurt*

18 *Andreas Schubert*: Platon: ‚Der Staat‘. Ein einführender Kommentar, Paderborn/München/Wien/Zürich 1995, S. 103.

19 *Alain Badiou*: Platons ‚Staat‘. Aus dem Französischen von Heinz Jatho, Zürich/Berlin 2013, S. 192f.

20 *Dietmar Dath* hält es jedenfalls nicht für unplausibel, dass soziale Umwälzungen mehrere Anläufe brauchen, um sich Geltung zu verschaffen (in ders.: Karl Marx: 100 Seiten, a.a.O., S. 96–98). Diesem Gedanken möchte ich mich auch unter Resilienz-Gesichtspunkten gerne anschließen.

ZUM SPRACHGEBRAUCH

Pluralistisch statt säkular

Paul Geiß

Es gibt ein Modewort, das ich nicht leiden kann. Es heißt „säkular“ und meint, dass unsere Gesellschaft nicht religiös bestimmt ist. In dem Wort schwingt eine gewisse Feindschaft gegenüber jeder religiösen Vorstellung mit, erklärt sie zur Privatsache und möchte nicht, dass Religion und Politik miteinander vermischt werden. Theokratische Staaten sind undemokratisch, wie der Iran, Saudi Arabien, Israel, in dem die orthodoxen Juden inzwischen den Ton angeben, oder Pakistan, sie sollten „säkularisiert“ werden.

Die Bertelsmann-Stiftung in Berlin hat kürzlich zu einem interessanten Vortrag eingeladen. Der indische Historiker Professor Ramachandra Guha sprach über die Entwicklung im modernen Indien, die nach der Unabhängigkeit von Großbritannien auf vier Säulen ruhen sollte: Freiheit in Indien sollte auf Gewaltlosigkeit beruhen, auf der Beseitigung der Unberührbarkeit im Rahmen des Kastensystems, auf der wirtschaftlichen Unabhängigkeit und der Harmonie zwischen Hindus und Moslems mit einem besonderen Schutz für religiöse

Minderheiten wie Buddhisten, Christen, Sikhs und dem Jainismus zuneigende Menschen.

Er beschrieb die Herausforderungen und die Ergebnisse dieser Wertvorstellungen in der jüngeren indischen Geschichte, die alle eine religiöse Wurzel haben. Sie sind keinesfalls in Indien verwirklicht, aber alles ist deutlich besser als unter der gewaltsamen Herrschaft Großbritanniens. Das konnte er als Historiker mit vielen Beispielen untermalen.

Wäre es nicht besser, fragte ein indischer Zuhörer in der Diskussion, dass Indien sich selbst als säkular definiert und man den Einfluss der Religion ausschließen sollte?

Da wurde der Professor sehr engagiert und erklärte, wenn man die Religion ausschließt, beraubt man die Menschen ihrer Wurzeln und der Werte, die sie geprägt haben.

Fanatismus und Machthunger sind die größten Übel, besonders wenn sie religiös begründet werden.

Statt vom säkularen Staat und dem Anspruch mit diesem Begriff Religion ausschalten zu wollen spricht er lieber über den pluralistischen Staat, die pluralistische Stadt, in der

alle Menschen entsprechend ihren Überzeugungen zusammenleben können. Der Begriff „säkular“ ist polemisch und deshalb kontraproduktiv.

Dieser Vortrag hat mir ein wenig die Augen geöffnet. Unser Staat und unsere Großstädte sind nicht „säkular“, weil immer weniger Menschen sich der Großinstitution Kirche verpflichtet fühlen, im Gegenteil, Religion, Glaube, Liebe, Hoffnung, sie sprießen in den Städten in ungeahnter Weise als spirituelle Prägung nur jenseits der verfassten Großinstitutionen.

Das muss kein Schade sein und deshalb versuche ich, dieses Wort aus meinem Sprachschatz zu verbannen und rede von den Chancen in der Großstadt und unserem Staat im Rahmen einer pluralistischen Gesellschaftsform, die Menschen vielfältige geistliche Prägungen ermöglicht, aber Fanatismus und Machthunger aus religiösen Gründen ausschließt.

*Paul Geiß
Vorbergstraße 1311
10823 Berlin*

HINWEISE

Ruhestandspfarrer räumt Pfarramtsbibliothek!

Sind Sie interessiert an dem Bücherwissen einer 35-jährigen Dienststätigkeit in ländlichen Pfarrämtern?

Dann kommen Sie nach Wiesbaden-Medenbach in die Hofreite 8 und schauen Sie in der Bibliothek von Pfarrer Utz Machert nach, ob Sie etwas finden!

Ich trenne mich von fast allem!

Bitte melden Sie sich an unter 06122-939885, wenn Sie interessiert sind.

EINLADUNG

zur für Mitglieder öffentlichen Gesamtausschusssitzung am 25. Oktober 2018

Liebe Schwestern und Brüder,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
sehr geehrte Damen und Herren,

gemäß § 10 unserer Satzung lade ich Sie herzlich und fristgerecht ein zur für Mitglieder öffentlichen Sitzung des Gesamtausschusses am

**Donnerstag, dem 25. Oktober 2018 von 10:00 bis ca. 13:00 Uhr
(Ende mit dem Mittagessen)**

in das Martin-Luther-Haus (großer Saal), Kirchplatz 4, 36251 Bad Hersfeld.

Das anschließende Mittagessen findet im Romantik Hotel „Zum Stern“, Linggplatz 11, 36251 Bad Hersfeld, statt. Parkmöglichkeiten beim Gemeindehaus sind begrenzt.
Alternative: City Parkhaus, An der Obergeis 19

Wir beginnen mit einer Andacht, die Prälat Böttner halten wird.
Anschließend gedenken wir der Verstorbenen.

Tagesordnung:

1. Begrüßung, Feststellung der Beschlussfähigkeit
2. Protokoll der letzten Gesamtausschusssitzung vom 26.10.2017
3. Bericht des Vorstandes
4. Bericht aus der Pfarrvertretung
5. Bericht aus der Vertretung der Vikarinnen und Vikare
6. Anfragen und Berichte aus den Kirchenkreisen
7. Aussprache zu den Berichten
8. Gespräch mit Prälat Böttner
9. Jahresrechnung 2017/Bericht der Kassenprüfer s. Anlage
10. Entlastung des Vorstandes und des Kirchenkreisamtes Kirchhain-Marburg und der Jahresrechnung 2017
11. Beschluss Haushalt 2019
12. Rückblick Pfarrtag 05.09.2018 und Deutscher Pfarrtag in Augsburg 16.–19.09.18
Ausblick 2019 – Deutscher Pfarrtag Leipzig 27.–30.09.2020
13. Verschiedenes und Unvorhersehbares

Bitte melden Sie sich wegen der Essensplanung bis spätestens zum 10.10.2018 im Sekretariat bei Frau Berwald an.

Telefon: 0561 9307-178 (Mo., Di. und Mi.) – E-Mail: sekretariat.pfarrverein@ekkw.de

Ich freue mich auf Ihr Kommen und grüße Sie freundlichst

Frank Illgen
Vorsitzender

FÜR SIE GELESEN

Christopher Schacht: *Mit 50 Euro um die Welt. Wie ich mit wenig in der Tasche loszog und als reicher Mensch zurückkam.* Adeo Verlag, Asslar 2018. 300 Seiten für 20 Euro. ISBN: 978-3863342098

Christopher Schacht ist ein beeindruckender junger Mann, der im Alter von 19 Jahren nach dem Abitur mit 50 Euro in der Tasche über 4 Jahre auf Weltreise geht. Er übernachtet nie in Hotels oder Jugendherbergen und bereist 45 Länder. Er reist zu Fuß, fliegt nie mit dem Flugzeug und durchquert, meist als Mit-Segler oder als Anhalter, fünf von sieben Weltmeeren. Er finanziert seine Reise mit vielen Gelegenheitsjobs, z.B. als Goldwäscher, Babysitter oder Fotomodel, oftmals ist er aber auch Gast bei diversen Reisebekannten. Von all dem erzählt er sehr kurzweilig und unterhaltsam in seinem Reisebericht. Sein Buch ist ansprechend und modern aufgemacht, die vielen eingefügten Reisefotos und die Karten ermöglichen es den Leserinnen und Lesern, die Tour gut nachvollziehen zu können.

Ich habe das Buch in wenigen Tagen förmlich verschlungen. Ich hatte das Gefühl, den jungen Mann unbedingt kennen lernen zu wollen – und in den Medien findet man mittlerweile auch einige Beiträge über ihn. Mit viel Charme, Entschlossenheit und einer positiven Lebenseinstellung meistert er unglaubliche Herausforderungen und hat eine schöne Art, von all dem zu berichten. Beim Lesen erfährt man nicht nur etwas zu den bereisten Ländern, sehr persönlich erzählt er insbesondere von seinen Begegnungen mit Menschen und Sitten und auch über seine Eltern, die ihren Sohn haben ziehen lassen.

Ich persönlich vermute, der Autor ist in einem christlichen Background groß geworden. Am Anfang seiner Reise stellt er aber scheinbar die Werte seiner Kindheit noch einmal für sich persönlich auf den Prüfstand. Er berichtet zwar immer wieder zwischendrin von seiner Suche nach Gott und dem auf der Reise gefundenen christlichen Glauben, aber stets am Rande, oder er deutet es lediglich kurz an. Eben das begeistert mich besonders, wie es ihm in seinem Buch gelingt, ganz *unaufdringlich* Werte weiter zu geben, die er schon reichlich mitbringt, aber eben auch unterwegs wieder neu für sich entdeckt: Offenheit, Freundlichkeit, Geduld, Mut, Dankbarkeit,

Liebe, Vergebung, Vertrauen, Beziehungen und Glaube. Selbst die sonderbarsten Menschen, auch solche, die eben diese Werte weniger leben, behandelt er mit Respekt und bringt ihnen Wertschätzung entgegen.

Beeindruckend finde ich, wie oft Menschen ihm spontan und scheinbar immer zur rechten Zeit ein Stück weiterhelfen. So lernt er einmal eine alleinerziehende Kolumbianerin in Barcelona kennen, die er ursprünglich nur nach dem Weg fragen will, die ihn schließlich, als sie von seinen Weltreiseplänen erfährt, spontan für mehrere Tage bei sich wohnen lässt. Ihre beiden Söhne zeigen ihm zudem noch die ganze Stadt. Die Gastgeberin hatte gerade Urlaub und brachte ihm während seines Aufenthaltes etwas Spanisch bei, was er in der folgenden Zeit dringend brauchen konnte. Im Gegenzug dazu polierte er ihre Englischkenntnisse auf und sie schien regelrecht beschenkt durch seine Anwesenheit zu sein. Solch höchst erstaunliche Hilfsbereitschaft von Menschen begegnet ihm immer wieder, er nennt sie einmal „Ermöglicher“ und man kommt nicht umhin sich beim Lesen zu fragen, hätte ich das auch getan für einen Wildfremden?

Kein anderes Buch verschenke ich momentan so zahlreich wie dieses, insbesondere an junge Leute, denn es enthält einerseits so viele tiefe Gedanken über das Leben und Werte, ohne aufdringlich missionarisch zu sein. Andererseits trifft es gut das Lebensgefühl vieler Jugendlicher, die „Reisen“ und „ihre Träume verwirklichen“ ganz oben auf ihrer Prioritätenliste haben. Vermutlich auch deshalb ist das Buch mittlerweile in der Spiegel-Bestsellerliste angekommen. Abgerundet wird das Buch durch praktische Tipps für Backpacker mit kleinem Budget und weiterführende Links. Man spürt, der Autor möchte Menschen ermutigen, sich auf das Leben mit all seinen Facetten einzulassen, sich nicht unnötig viel zu sorgen sondern vielmehr beherzt seine Vorsätze und Träume umzusetzen.

Übrigens: In einem Radio-Interview im Deutschlandfunk erwähnte der Autor, dass es eine Begegnung mit Gott gewesen sei, die ihn auf seiner Reise am meisten beeindruckt habe. Seit seiner Rückkehr 2017 studiert er in der Nähe von Darmstadt Theologie. Vielleicht ist er bald ein neuer Kollege?

Christine Schmidt

Hans Rosling: *Factfulness. Wie wir lernen, die Welt so zu sehen, wie sie ist.* Berlin 2018, 394 Seiten für 24,70 Euro. ISBN: 978-3-550-08182-8

Was denken Sie? Ist die Welt in den letzten einhundert oder auch zweihundert Jahren im Ganzen gesehen eher besser oder eher schlechter geworden? Oder blieb möglicherweise alles gleich – „same procedure as every year“? Verschwörungstheoretiker, Rechtspopulisten und die Verkünder des Postfaktischen feiern auch deshalb in vielen Ländern der Welt zurzeit große Erfolge, weil sie die Weltwirklichkeit in einem düsteren Licht zeichnen und weil sie ihre Energie aus der tiefen, dumpfen Angst vieler Menschen beziehen, nicht nur der „Untergang des Abendlandes“ (Spengler), sondern das Ende der Welt stehe gleichsam unmittelbar bevor. Und jede Nachrichtensendung, die wir sehen, bestätigt in uns das Gefühl, eigentlich gebe es immer und überall (und auch in unserem Land) nur mehr Unglücke, Katastrophen und Verbrechen. Die Wirklichkeit aber, so Hans Roslings These, sieht anders aus.

Das im guten Sinne aufklärerisch gemeinte Buch ist das Vermächtnis des Professors für Internationale Gesundheit in Stockholm, der zu den Gründern von „Ärzte ohne Grenzen“ gehörte und 2017 an einer schweren Krankheit verstarb. Er verfasste es zusammen mit seinem Sohn und seiner Schwiegertochter, die nach seinem Tod die Veröffentlichung vorbereiteten. Rosling will dem allgemeinen Trend zum Pessimismus nüchterne und genau deshalb Hoffnung machende Fakten und Daten entgegensetzen. Einige Beispiele gefällig?

- **Kinderarbeitsquote:** Der Anteil der Kinderarbeit (d.h. der Anteil von Kindern von 5 bis 14 Jahren, die unter schlechten Bedingungen Vollzeit arbeiten) lag 1950 bei 28% aller Kinder auf der Welt. Im Jahr 2012 betrug er nur noch 10%.
 - **Verfügbares Trinkwasser:** Wasser aus einer geschützten Quelle konnten noch im Jahr 1980 nur 58% aller Menschen beziehen. Im Jahr 2015 waren es 88%.
 - **Kampf gegen den Hunger:** Der Anteil der unternährten Menschen an der Weltbevölkerung lag 1970 bei 28% und 2015 bei 11%.
- Wer sich die Diagramme auf den Seiten 78 bis 81 des Buches anschaut und einprägt (alle Zahlenwerte stammen aus abgesicherten, nachprüfbaren Quellen), hat gute Argumente parat, um pauschalen Weltverschlechterungsbehauptungen widersprechen zu können.
- Ein weiteres, besonders markantes Beispiel sei noch hinzugefügt: Während die meisten Menschen in den USA (und weltweit) meinen, die Anzahl der Straftaten nehme ständig und überall zu, ist die Kriminalität etwa in den USA seit 1990 deutlich zurückgegangen: Hatte es 1990 noch 14,5 Millionen Gewaltdelikte gegeben, so waren es 2016 nur noch weit unter 9,5 Millionen (S. 86f). Übrigens weist die aktuelle Kriminalitätsstatistik auch für Deutschland einen Rückgang der Kriminalität um 10% von 2016 auf 2017 aus: <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/deutschland-kriminalstatistik-2017-zahl-der-straftaten-ge-sunken-a-1204160.html>.
- Warum aber entsteht bei vielen Menschen der gegenteilige Eindruck, dass sich die Welt drastisch verschlechtere und immer problematischer werde? Das hat mehrere, identifizierbare und zum Teil gut nachvollziehbare Gründe:
- Hans Rosling weist zu Recht darauf hin, dass einerseits für viele Medien nur schlechte Nachrichten berichtenswert sind und andererseits über sehr langsame, allmähliche Verbesserungen kaum informiert wird.
 - Sodann spielt eine große Rolle, dass Not und Leid auf der Welt aufmerksamer wahrgenommen werden als je zuvor und dass deshalb mehr Nachrichten über das Leid nicht auch mehr Leid bedeuten.

- Auch haben viele Menschen die Tendenz, die Vergangenheit wesentlich rosiger zu sehen als sie war („Früher war alles besser!“).
- Schließlich ist zu beachten, dass Dinge gleichzeitig besser werden und dennoch schlecht sein können. (Beispiel: Allein, dass es eine Kinderarbeitsquote von 10% gibt, ist erschreckend genug. Denn es bedeutet Leid, Elend und Ungerechtigkeit für 20 Millionen Kinder weltweit.)

Der Autor bezeichnet sich selbst vor dem Hintergrund der von ihm recherchierten Daten, Zahlen und Fakten daher aber weder als Pessimist noch als Optimist, sondern als „Possibilist“ (88f, 219, 289), das heißt, als ein Mensch, der auf realistische Möglichkeiten der Veränderung setzt: Es kann besser werden auf der Welt! Denn die Geschichte beweist, dass es besser werden kann, weil es auf längere Sicht gesehen (zumindest in Teilen) besser geworden ist.

Das Buch von Hans Rosling ist wichtig, weil es uns die Welt etwas anders wahrnehmen lässt als bisher, vermutlich deutlich realistischer. Und weil es daher Mut machen kann, dran zu bleiben am Projekt der Weltveränderung mit der Perspektive der Verbesserung. Und sei es auch nur „in the long run“.

Dr. Eberhard Martin Pausch

◆ ◆ ◆

Gottfried Orth: *Mitten im Krieg vom Frieden singen. Traditionen der Gewaltfreiheit.* Mohanda Karamchand Gandhi, Albert Schweitzer, Dietrich Bonhoeffer, Martin Luther King, Dorothee Sölle. EB Verlag, Berlin 2017, 250 Seiten für 22,80 Euro. ISBN: 978-3-86893-236-2

Der Verfasser dieses Buches, zunächst Gemeindepfarrer in der EKHN, seit 1991 an der Universität, zur Zeit Professor für Evangelische Theologie und Religionspädagogik in Braunschweig, präsentiert vier Porträts von Repräsentanten gewaltfreier Bewegungen, die mit Ausnahme von Gandhi reformatorischen Kirchen angehörten.

Die Porträts enthalten die biographischen Informationen und bieten darüber hinaus, entweder nachgestellt oder in den Text jeweils eingearbeitet, klug ausgewählte Passagen aus den Originalschriften der Dargestell-

ten. Diese Originaltexte laden die Lesenden zum Mitdenken ein, so dass die Gestalten der Vergangenheit Aktualität gewinnen. Gandhi wird mit seinem Namen „Mahatma“ genannt – „der eine große Seele besitzt“ – ein Titel, den ihm Rabindranath Tagore verliehen hat, vgl. S. 16. Die Querverbindungen zwischen den Personen werden instruktiv dargestellt.

Zum Schluss entwickelt der Verfasser in einem „Nachwort“ wichtige Folgerungen für heute – also eine Zeit, in der Gewalt und autoritäre Regime sich ausbreiten. Sehr ansprechend ist etwa folgende Bemerkung über den Umgang miteinander: „Gewaltfreiheit und Wertschätzung sind für mich zwei unmittelbar zusammengehörende Praktiken und Begriffe: Wen ich wertschätze, dem begegne ich nicht mit Gewalt; und wem ich nicht mit Gewalt begegne, dem bringe ich die gleiche Wertschätzung entgegen wie mir selbst“ (S. 236). Dem Verfasser gelingt es so, einem heute eher vernachlässigten Thema wieder den ihm gebührenden Stellenwert zurückzugeben. Hilfreich sind auch die im Anhang mitgeteilten Zeittafeln.

Martin Zentgraf

◆ ◆ ◆

Dirk Sangmeister: *Vertrieben vom Feld der Literatur. Verbreitung und Unterdrückung der Werke von Friedrich Christian Laukhard.* Edition Lumiere, Bremen 2017. 162 Seiten für 24,80 Euro. ISBN: 978-3-934686-52-6

Die letztes Jahr aus unveröffentlichten Quellen „geschöpfte Fallstudie“ (Klappentext Rückseite) von Dirk Sangmeister (Universität Gotha – Erfurt) beschäftigt sich gezielt mit Laukhard als „Außenseiter der Aufklärung“. Die Universität in Halle habe ihn für so gefährlich erachtet, dass er mundtot, d.h. möglichst zu Lebzeiten totgesagt werden musste. Der „Libertin“ (S. 14), magistriert, promoviert, habilitiert, musste ins „Souterrain der Literatur“ (S. 15), weil er weder mündlich noch schriftlich mit seinen Ansichten hinterm Berg hielt. Dies führte zum Verlust seiner akademischen Laufbahn, zum (zeitweisen) Bruch mit der Amtskirche, zu für ihn selbst äußerst riskanten „Manövern“ als Soldat, der mit Spott und Ironie (sukzessive heteronymisiert, unter Pseudonym publiziert) fast überall aneckte.

Sangmeister gliedert sein Werk in drei Teile:

- I. Distribution
- II. Zensur
- III. Rezeption

Seine Schmähschriften über Napoleon Bonaparte und Cromwell, sein entlarvendes Buch über den Turbo-Kapitalisten Rheingraf Carl Magnus, welcher später selbst in Haft musste wegen Betrugs, d.h. Ausbeutung der Untertanen, brachten ihn ins Gefängnis (vgl. II. Abschnitt 9. Am Ende: In Haft und mundtot gemacht, S. 80ff). Sangmeister weist dezidiert nach, wo und wie und mit welchen Mitteln damals Politik gemacht wurde und wodurch er wie viele andere Querdenker, Radikal- oder Total-Aufklärer ins Abseits geriet, weil sie politisch nicht korrekt (genug) oder eben sozialgesellschaftlich nicht besonders erwünscht waren.

Ab Seite 67 (Abschnitt 6: Über Kreuz mit der Amtskirche: die causa Hunteln) kommt der Autor auf Laukhards kirchenkritische Schrift gegen die Protestantische Landeskirche der Pfalz zu sprechen.

Laukhards freche und frivole Frühwerke wie auch sein Hauptwerk „Leben und Schicksale“ (1792 erstmals veröffentlicht, ursprünglich 5 Bände) brachten ihm Neider und Gegner bis in die höchsten und mächtigsten Gesellschaftsschichten ein. Der im Pfarrhaus Wendelsheim geborene und aufgewachsene Pfarrersohn blieb unbeugsam, bis er am Ende seines Lebens vereinsamt und verarmt in Bad Kreuznach starb. Geboren: 7. Juni 1757 – Gestorben: 29. April 1822! Über seinen Vater war er zu Professor Johann Salomo Semler an der Universität zu Halle gelangt. Dessen Protektorat führte zu seiner wissenschaftlichen Blitzkarriere. Das Soldatenleben, Vikariate in Rheinhessen, die Pfarrstelle in Veitsroth (bis 1811) sprechen Bände in der Dokumentation seiner Biografie. Wie viel und wie stark er als geschichtlicher und belletristischer Schriftsteller auf Reisen gearbeitet hat, scheint im Rückblick schier unerschöpflich. Allerdings schreitet die Wissenschaft voran in der exakten Nachbildung sowie der Neuherausgabe seiner absolut originellen Bücher. Wie intensiv die Zensur in die Publikation seiner Werke schon zu seinen Lebzeiten eingegriffen hat, ist in dem vorliegenden Buch in vorher nie nachgewiesener Deutlichkeit gezeigt.

Wer Goethe und die Gebrüder Grimm kennt, Herder und andere Aufklärer, wer die

Verbindung zu Schleiermacher, zwischen Berlin, Halle, Gießen und Mainz in der Retrospektive neu verstehen möchte, wer wissen will, wie schwer und wie wichtig verantwortete Zeitgenossenschaft schon damals war, dem sei dieses konzentrierte Opus ans Herz gelegt.

Michael Finzer



Frank Muchlinsky, Claudius Grigat: *Drei Hände voll Wasser und Gottes Segen – Das Begleitbuch zur Taufe.* edition christmon, 2018. 160 Seiten für 14 Euro. ISBN: 978-3-9603-812-80

Die Taufe ist eine schöne und bei den meisten Pfarrerinnen und Pfarrern auch beliebte Kasualie. Eltern kommen mit ihren Kleinkindern zu ihnen und vertrauen das Kostbarste, das sie haben, der Fürsorge Gottes und auch der Kirche an. In den vorausgehenden Taufgesprächen kommen im persönlichen Kontakt Ängste und Hoffnungen zu Wort. Und die Feiern selbst sind fröhlich. Andererseits ist eine Taufe immer auch eine Herausforderung – für die Eltern ebenso wie für das Pfarramt. Eltern haben klare Wünsche und Ideen, die nicht immer mit dem übereinstimmen, was die Kirche ihnen gerne anbietet. Das fängt bei den manchmal magischen Vorstellungen darüber an, was eine Taufe bewirkt, geht bei der Patenfrage weiter und ist beim Wunschtermin und beim Fotografieren in der Kirche längst noch nicht zu Ende.

Aus diesem Grund sind Informationen für die Eltern und auch für die angehenden Patinnen und Paten sehr wichtig. Viele dieser Hinweise können die Beteiligten nicht nur in der Gemeinde bekommen, sondern sie informieren sich auch in Büchern oder im Internet. Leider ist das, was sie dort finden, nicht immer zuverlässig. Häufig bezieht es sich auch lediglich auf die Feier zu Hause und macht kaum deutlich, was die Kirche mit der Taufe feiert. Das Online-Portal evangelisch.de informiert Eltern und Paten darum seit langer Zeit verlässlich über die Taufe und setzt sich dabei das Ziel, Inhalte zu vermitteln und unterhaltsam zu sein. Zudem arbeitet man dort eng mit Menschen aus der Gemeindepraxis zusammen. Die bei evangelisch.de entstandene Seite taufspruch.de ist ein Beispiel für die Ergebnisse dieser Arbeit.

Nun erscheint aus dieser Redaktion ein neues Angebot zur Taufe, das Eltern und Paten hilft, sich bei den Vorbereitungen auf die Taufe zurechtzufinden. Gleich dreifach wird der „Taufbegleiter“ veröffentlicht: Als App, als Website und als Buch. Jedes dieser Angebote hat seine eigenen Vorteile.

Die App für Android und iOS ist kostenlos erhältlich und wurde sowohl für Eltern als auch für angehende Paten entwickelt. Wer die App runterlädt, gibt zu Beginn ein, ob er sie als Elternteil oder als Pate nutzen wird und wann der Tauftermin sein soll. Der Taufbegleiter meldet sich dann regelmäßig mit den jeweils zu diesem Zeitpunkt passenden Informationen und Tipps bis zum Tauftag (und sogar darüber hinaus). Die App ist offline und ohne Registrierung nutzbar. Außerdem sind alle Inhalte mit Freunden und Verwandten teilbar.

Die Website stellt die Beiträge online zur Verfügung. Hier sind sie nach Themenbereichen sortiert, um auch ein gezieltes Suchen nach bestimmten Informationen und Inhalten zu ermöglichen. Online (und auch in der App) gibt es außer einer Reihe von Texten auch Audios, Videos und Bildergalerien – zum Beispiel biblische Texte zur Taufe zum Nachhören oder eine Galerie, in der Taufsymbole erklärt werden.

Das Buch richtet sich vor allem an Eltern, die ihr Kind taufen lassen möchten und neben den Informationen und Anregungen auch ein wenig in den nach Rubriken angeordneten Texten blättern und schmökern möchten. Zusätzlich gibt es hier zum Beispiel Liedvorschläge mit Noten und einen Patenbrief zum Kopieren.

Alle drei Angebote bereiten die Beteiligten auf die Taufe vor. Sie wollen den direkten Kontakt mit der Gemeinde und der Pfarrerin beziehungsweise dem Pfarrer natürlich nicht ersetzen, sondern eben ein verlässlicher Begleiter sein. Und ein zusätzliches kompetentes Angebot, das die Informationsweitergabe erleichtert. Darum kommen im Taufbegleiter neben Theologinnen und Theologen auch andere Profis zu Wort: So gibt ein professioneller Redenschreiber Tipps für die Tischrede bei der Tauffeier, eine Literaturpädagogin empfiehlt Kinderbibeln und Bilderbücher und Religionspädagoginnen helfen dabei, Kinder geistlich zu begleiten. Die Theologinnen und Theologen erläutern die Hintergründe und

geben zum Beispiel Ratschläge, wie man das Beten mit Kindern üben kann. Journalistisch aufbereitet wird das Thema Taufe auch unterhaltsam: So wird zum Beispiel auch die Frage geklärt, ob man nicht nur mit Wasser, sondern womöglich auch mit Schnee oder Tee taufen kann.

Info-Postkarten mit Möglichkeiten zum Download der App können in beliebiger Anzahl kostenlos unter postkarten@evangelisch.de bestellt werden. Die Website ist unter der Adresse www.taufbegleiter.evangelisch.de zu erreichen. Das Buch erscheint bei der edition chrismon und ist ab Mai 2018 im Handel für 14,- Euro erhältlich.

Pressebilder- und Text, Banner für Webseiten, Audiospots etc. gibt es zum kostenfreien Download unter taufbegleiter.evangelisch.de/service

Lothar Grigat



Michael Bröning: Lob der Nation. Warum wir den Nationalstaat nicht den Rechtspopulisten überlassen dürfen. Bonn 2018. 112 Seiten für 12,90 Euro. ISBN: 978-3-8012-0528-7

Dieses neu erschienene Buch eines Mitarbeiters der Friedrich-Ebert-Stiftung verdient Beachtung weit über den Kreis von der Sozialdemokratie nahestehenden Personen hinaus. Das Thema ist in dreifacher Weise interessant: Es beschäftigt sich kundig mit dem derzeit immer noch zentralen Thema der Migration, es zielt ab auf eine Stärkung der Demokratie gegen den Rechtspopulismus, und es versucht, den Nationalstaat für Linke und Linksliberale in unserem Land wieder attraktiv zu machen. Alles drei hängt sachlich natürlich eng miteinander zusammen und kulminiert in einem „linken Lob der Nation“ (S. 110). Aber ist die vorgelegte Argumentation schlüssig und tragfähig?

Eine Ausgangsthese des Buches dürfte kaum bestreitbar sein: „Wir leben in einem Zeitalter der Migration“ (S. 18). Gerade die christlichen Kirchen waren in den vergangenen Jahren nicht bloß Augenzeugen dieser Tatsache, sondern vielmehr wesentliche Akteure im Feld der bundesdeutschen Willkommenskultur, die es ja nicht erst seit 2015 gibt. Migration aber kann nur gelingen, wenn sie

mit „Integration“ verbunden ist, so der Autor. Damit diese wiederum erfolgreich sein kann, schlägt Bröning den von Kanada abgeschauten **„Dreiklang von Auswahl, Begrenzung und Großzügigkeit“** (S. 33ff) vor. Diesen Dreiklang als Matrix eines Einwanderungsgesetzes kann man sich in der Tat nur wünschen. Aber die 2015 stattgefundene Massenmigration fand unter anderen Gesichtspunkten statt. Unter Asylbewerberinnen und -bewerbern kann in *sensu strictu* keine Auswahl getroffen werden, wenn deren Anspruch auf Asyl berechtigt ist.

An zwei Punkten kann dem Autor nur zugestimmt werden: Es gibt in der Tat ein „demokratisches Defizit“ (S. 54f) der Europäischen Union (EU), und das macht es den Europa-Gegnern leicht, die EU zu kritisieren. Und es gibt auch eine neoliberale Schlagseite der EU (S. 46ff, 74, 81ff), die nicht unproblematisch ist und es vielen Menschen ebenfalls schwer macht, sich mit dieser Union zu identifizieren. Es käme daher darauf an, die EU demokratischer, partizipativer und zugleich auch sozialer zu gestalten. **Dies, so ist die Kernthese des Buches, kann nur gelingen, wenn die Nationalstaaten innerhalb der EU gestärkt werden und gerade so die Basis eines friedlichen und starken Europas in der multipolaren Welt bilden können.**

Auch wer die Diagnose Brönings teilt, muss nicht seine Therapie für richtig halten. Denn wenn die Nation Gegenstand eines (linken) Lobes sein soll, dann muss das zu Lobende auch an einer Stelle genauer definiert werden. Eine prägnante **Definition der Nation und des Nationalstaates** gibt der Autor aber, soweit ich sehe, nirgends. Er stellt sich zwar die Frage nach der Definition, argumentiert aber sogleich, man könne diese Frage nicht erschöpfend behandeln oder gar lösen (S. 16). Immerhin weist er darauf hin, dass er die Nation **„nicht ethnisch“** begreife. Aber wie dann? Wenn er an anderer Stelle einen **„progressiven“ und „weltoffenen“ Patriotismus** (S. 99, 107) fordert, so wird man dem kaum widersprechen können. Aber ist Patriotismus einfach identisch mit Nationalbewusstsein oder Nationalstolz? Doch wohl kaum. Und allemal denkbar und wünschenswert ist ja immer noch ein **„Verfassungspatriotismus“** (Sternberger/Habermas). Es ist schade, dass das Kernargument des Autors an dieser wesentlichen Stelle unterbelichtet und somit

angreifbar bleibt. Der Rezensent würde gerne in das Lob einstimmen und teilt trotz seiner Kritik die Zielrichtung des Buches. Im Interesse unserer Demokratie. Aber auch der Migrantinnen und Migranten.

Dr. Eberhard Martin Pausch



Guido Naschert (Hrsg.): Friedrich Christian Laukhart (1757 – 1822). Schriftsteller, Radikalaufklärer und gelehrter Soldat. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2017. 219 Seiten für 39,90 Euro. ISBN: 978-3-506-77967-0

Schon fünf Jahre vor dem 200. Todestag (29.04.2022) des (in meinen Worten) Totalaufklärers erscheint das interessante und umfassende Überblickswerk, herausgegeben von Dr. Guido Naschert (Philosoph und Literaturwissenschaftler). Eine Forschergruppe in Gotha hat sich den Schriften und der Person des jahrzehntelang (mehr als zwei Jahrhunderte) verschmähten Genies (geboren am 07.06.1757 in Wendelsheim – gestorben in Bad Kreuznach) angenommen und die wissenschaftliche Würdigung des Grenzgängers auf eine neue Qualitätsstufe gehoben.

Drei Abschnitte gliedern die einzelnen Beiträge:

- I. Studentische Provokationen
- II. Radikalaufklärung und Soldatenleben
- III. Thematische Lektüren

Naschert charakterisiert den Protagonisten als zum „literarischen Souterrain“ der deutschen Literaturgeschichte um 1800“ (S. 7) gehörende, widerspenstig, kritisch und aufklärerisch wirkende Persönlichkeit. In den ersten beiden Artikeln wird die Studentenzeit, besonders die Effekte der Aufklärungstheologie in Halle, speziell auch Laukhards Dissertation über Giordano Bruno untersucht (Spankeren, Omodeo).

Im mittleren Teil des Buches ist über Laukhards Stellung innerhalb der Radikalaufklärung (Naschert) sehr viel Neues zu erfahren. Laukhards Position und Funktion als zweisprachiger Schriftsteller (französisch, deutsch) in der belagerten Festung Landau 1793 wird ausgiebig analysiert und in ein detailliertes Bild der Forschung gerückt (Rous).

In den drei Beiträgen des letzten Abschnittes beschreibt Multhammer Laukhards Auto-

biografie „*Leben und Schicksale*“ (Erstausgabe 1792) und deren Stellung im Vergleich mit weiteren Nonkonformisten an den Beispielen Edelmans und Seumes. Verschwiegenheit und Indiskretion in verschiedenen Autobiografien der Spätaufklärung hat McKenzie-McHarg unter die Lupe der Alma Mater genommen. Aristokratiekritik und politische Bildung in Laukhards „*Marki von Gebrian*“ thematisiert Bach.

Eine chronologisch-geografische Landkarte 1792–1795, Zeittafel und Namensverzeichnis runden das Buch ab, machen es komplett. Für Laukhard-Lektüre-Anfänger empfehle ich eher das 1969 von Helmut Christmann editierte Bändchen „Abenteuerliche Lebensläufe – Ein abenteuerliches Leben während der Französischen Revolution“, in dem Auszüge aus der ursprünglich fünf-bändigen Autobiografie „Leben und Schicksale“ kombiniert sind mit zeitgeschichtlichen Kommentaren.

Das ganz neue Werk, um das es hier geht, ist für Fortgeschrittene, also „Laukhard-Fans“ (oder die Gebildeten unter seinen Verächtern, um mit Schleiermacher zu reden), es setzt schon Kenntnisse voraus, zumindest den Lebenslauf und einen Basis-Einblick in die verschiedenen Schriften Laukhards von Wissenschaft bis Belletristik. Das von Naschert editierte Standardwerk bahnt „Wege in den literarischen Untergrund“ (Klappentext Rückseite), etwa im Vergleich zum berühmten Dichter-Zeitgenossen Johann Wolfgang von Goethe.

Die kritische Grundhaltung Laukhards gegenüber allen Obrigkeiten in Kirche und Staat ist aktueller denn je. Von daher ist das Buch jedem zu empfehlen, der sich eine konstruktive Denkweise in einer hyperkapitalisierten Gesellschaft nicht nehmen lassen will.

Die Beschäftigung mit dem Meister des Spottes und der Ironie, die Auseinandersetzung mit dem widerspenstigen Magister lohnt auf jeden Fall. Jenseits aller über ihn gepflegten Klischees liegt die Wissenschaft, sie ist aktiv, eben auch posthum oder ex post facto.

Dass die Forschung jetzt eine so immense Menge historisch belegter Tatsachen über Schriften und Handlungen des „ewig Unbeugsamen“ (Finzer über Laukhard) zu Tage fördert, hätte ich als gut Vorinformierter nicht erwartet.

Michael Finzer



Quelle: Facebook

Inhalt:

Editorial	106
Kirche mit Zukunft in Kurhessen-Waldeck „... dass alle Zeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss“ <i>Manuel Goldmann</i>	107
Als Pfarrer Direktor Persönliche Anmerkungen zur Rolle als Theologe in der Leitung eines diakonischen Unternehmens <i>Maik Dietrich-Gibhardt</i>	118
Wer betet, lebt länger! Kurzbericht über den Pfarrtag in der EKHN <i>Ernst L. Fellechner</i>	122
„... es kömmt drauf an, sie zu verändern ...“: Die 11. These von Karl Marx über Feuerbach als Anstoß zur Weltveränderung <i>Eberhard Pausch</i>	123
Zum Sprachgebrauch Pluralistisch statt säkular <i>Paul Geiß</i>	127
Einladung zur für Mitglieder öffentlichen Gesamtausschusssitzung in Bad Hersfeld	129
Für Sie gelesen	130
Persönliche Nachrichten	136
Auch das noch	139

Im Mittelteil: Pfarrtag 2018 –
Pfarrverein Kurhessen-Waldeck und
Landeskongvent der Theologiestudierenden der
EKKW in Hofgeismar

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser/innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren bzw. zu kürzen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Pfarrvereine oder der Schriftleitung wieder. Namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autoren und Autorinnen.

Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen kann der Herausgeber keine Haftung und Gewährleistung übernehmen; sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen wie Verhältnismäßigkeit des Einsatzes von Mitteln und Ressourcen überprüft.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Impressum:

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Kirchenkreisamt Marburg, Universitätsstr. 45, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrverein.

Schriftleitung und Redaktionsanschrift: Pfr. Ingo Schütz, Amselweg 19, 65760 Eschborn, Tel. (0 61 73) 9 89 26 50.
E-Mail: ingo.schuetz@pfarrverein-ekhn.de

Redaktionskommission: Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, pfarrverein@ekkw.de; Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstr. 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 3075-280, Fax 3075-29-281; Pfr. Dierk Glitzenhirn, Frankenhainer Weg 55, 34613 Schwalmstadt-Treysa, Tel. (0 66 91) 9 68 56 92; Pfrin. Susanne Holz-Plodeck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de; Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Genungen, Tel. (0 56 62) 44 94, Fax (0 56 62) 67 45.

Druck: Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.

Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.
ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 3. 9. 2018